

ILSE RINGLER-KELLNER

Birnhild





Ilse Ringler-Kellner

Birchild

Aus der Kampfzeit
eines österreichischen Mädels

Enßlin & Laiblin / Reutlingen

Geschrieben Ende des Jahres 1937, ergänzt im Frühjahr 1938

Schutzumschlag von Kurt Weiß Textzeichnungen von Sepp Ringler

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten / Nachdruck verboten
Printed in Germany / S 39,1 / 8. 12. 39 / 913

Siebzehn Monate schicksalhaften Geschehens sind seit jenem denkwürdigen Märztag vergangen, als der Führer vom Balkon der Wiener Hofburg herab seine ostmärkische Heimat vor aller Welt dem Deutschen Reich eingliederte und Großdeutschland gründete. Machtvoll setzte in der Ostmark der Aufbau ein. Der glühenden Einsatzbereitschaft unserer Jugend ist es vor allem zu danken, wenn damit dem deutschen Mutterland neue Kraftströme zufließen konnten. Unzählige lebendige Quellen sprangen auf, die vor dem Umbruch durch eine starre Abschließung auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet künstlich unterbunden waren.

Meine Erzählung von „Birchild“, der Unbeirrbaren, und ihren Kameradinnen möge mit ein kleiner Beitrag sein, der jene Jahre heimlichen Kampfes festhält und vor Vergessenheit bewahrt. Der Aufforderung des Verlages Enßlin & Laiblin kam ich daher gerne nach, das Büchlein für eine zweite Auflage zu überarbeiten. Die ostmärkische Klangfarbe der Sprache, die sich von anderen Jugendbüchern ein wenig unterscheiden mag, hielt ich fest, da sie in der Melodie unserer Landschaft mitschwingt und das Wesen ihrer Menschen bestimmt. Die ständige innere Gehobenheit Birchilds aber dem Begriff Deutschland gegenüber, die den fühler und sachlich denkenden Binnendeutschen als Schwärmerei anmuten mag, kennzeichnet immer jene, die außerhalb der Reichsgrenzen lange um ihr Volkstum kämpfen mußten. Durch die Heimkehr ins Reich wird nun allmählich der richtige Ausgleich stattfinden, der zu gegenseitigem Verstehen führt. Seine schönste Grundlage bildet die Liebe zu unserem Führer, die gleich stark und rein in allen deutschen Herzen schlägt.

Baden bei Wien, im August 1939

Ilse Ringler-Kellner

Kennst du Birkhild? Ist sie dir nicht begegnet
im Winterwald, im Lenz, zur Sommerszeit?
Ob Sonne schien, ob es geschneit, geregnet,
für die Gemeinschaft war sie stets bereit.

Nicht männergleich im wilden Kampfgetriebe
mit Speer und Helm eroberte Birkhild. —
Still legte sie das Opfer ihrer Liebe
als Blumenstrauß vor Deutschlands Führerbild.

Verfemt, dem Kerker nah, als Illegale
trat sie für Hitlers Fahnen furchtlos ein
auf Wanderfahrten und im Prüfungszaale. —
So half Birkhild, die Heimat zu befreien.

Verbot zwingt Keinen Geist

Es ist an einem regenfühlen Aprilmachmittag des Jahres 1934. Vom Wienerwald herunter, der im ersten zarten Anhauch jungen Grüns schimmert, über die schneegesprengelte Heide, über die dunkelbraunen Weinberge pfeift der Frühlingswind tief hinein in die Straßen und Gäßchen des alten Wienerwaldortes, der mit seinen gewalnten Dächern, seinen Wehrmauern, seinen Türmen eine wahrhaft mittelalterliche Stimmung atmet. Gerade vor dem gotischen Rathaus, einst Sitz des Ortsrichters und der Ratsherren und auch heute noch durch seine Wachstube gekennzeichnet, just vor den Augen des Gesetzes hebt der Nordsturm ein Häuflein kleiner weißer Papierhafenkreuze hoch, die wie Schneeflocken weit über Land wirbeln — winzige sichtbare Sinnbilder einer gewaltigen Idee.

Kleine weiße Papierhafenkreuze — welche Torheit in den Augen „abgeklärter Staatsbürger“, die sich nicht hindeuten können in die heiße Empörung kämpfender Nationalsozialisten gegen den herrschenden Terror, der ihnen eben auch törichte Mittel in die Hände zwingt. Diesmal sollen die während der Nacht auf den Straßen gestreuten Sonnenkreuze aus Papier und die anderen, die flammend roten, großen, an Toren, Felswänden und Waldbäumen daran erinnern, daß der Führer des Deutschen Reiches seinen Geburtstag hat.

Die Hauptstraße, wunderbar abgeschlossen durch den einer kraftvollen deutschen Bauzeit angehörenden Türkenturm, stauberfüllt und winddurchpeitscht, ist bevölkert von

arbeitslosen Bettelmusikanten. Auch Gendarmen mit auf-
gepflanzten Bajonetten gehen heute auf und ab. Es ist ein
unangenehmer Tag für sie, ein Tag erhöhter dienstlicher
Arbeit, ein Tag, an dem wieder einmal die ganze Wach-
samkeit den Nationalsozialisten zugewendet werden muß!

Ein Jahr dauert nun schon das Verbot der Partei, aber
immer noch sind sie unbelehrbar; trotz Kerkerstrafen und
Demütigungen aller Art bleiben sie, was sie waren:
Nationalsozialisten!

Aus der Straßenbahn, die den alten Weinort durch-
schneidet, steigt ein Trupp halbwüchsiger Schulmäd-
del; lose Zöpfe, offene Mäntel, Taschen unterm Arm. Sie tuscheln
miteinander, spähen vorsichtig nach allen Seiten...

„... also im Bubengymnasium, allerhand ist das! Zu
Führers Geburtstag kommen die im Frack in die Schule!
Natürlich der Frikel von der HJ. hat's angezettelt! Wie-
viel Stunden werden die jetzt brummen müssen?“

„Was? Karzer?“ Birkhild Pachner, die blonde, lang-
beinige, mit den geschwungenen Augenbrauen über den
leuchtend blauen Augen, macht eine entrüstete Handbe-
wegung. „Karzer? Kommt nicht in Frage! Die fliegen
bestimmt noch vor der Reifeprüfung aus der Schule hin-
aus! Der Frikel mitsamt den anderen.“

„Alle unsere netten und lustigen Leute werden bald
draußen sein im Reich, und wir Mäd-
del bleiben allein zu-
rück“, murmelt die kleine Dietlind Gerstner vor sich hin.

Birkhild stößt einen halblauten Schrei aus.

„Hanna, Dieter, Liesl, Christl, Lene, rasch, rasch — schaut
nur, dort unten die Menschen —, dort, wo ausgesteckt* ist
und der Heilige in der Nische steht! Himmeltürken, seid

* in der Umgebung Wiens ist es Sitte, an den Heurigenstän-
den einen Föhrenzweig auszustechen, wenn Wein geschenkt wird.



ihr denn alle blind? Was ist denn da nur los, Kinder? Also — hat die Welt schon so etwas gesehen? Der Sparkassendirektor mit dem Besen und dort, um Gottes willen, das ist ja meine Mutter, und hinter ihr der „Dürre Hund“ mit dem Bajonett!“

Birchbild springt mit einem Satz zur Mutter. Sie erwischt den Besen, und ebenso rasch treten die anderen Mädels in die Pußschar ein und beteiligen sich, ein lustiges Marschlied summend, an der Beseitigung der Hakenkreuzchen. Sehr zum Ärger der Gendarmen, denen es doch darum zu tun war, den Herrn Sparkassendirektor und die Frau Major zu demütigen.

„Komm, gehen wir heim, Mutter, das Leben wird langsam ungemütlich in unserer lieben Heimat. Siehst du beispielsweise diesen Mann vor unserem Hause? Du meinst

doch nicht etwa, daß der zu seinem Vergnügen den ganzen Tag bis spät in die Nacht vor unserem Haustor steht und sich aus Liebe zu uns einen Schnupfen holt? Um ihn zu narren, bring ich ihm demnächst einen Tee hinunter.“

„Ich weiß, Birke, der paßt auf, wer bei uns aus und ein geht, und wohin der Vater immer geht und du und auch Peter!“

„Mein Gott, sind die Menschen dumm!“ flüstert Birkhild. „So lang steht er schon da und weiß noch immer nicht, daß unsere Wohnung auch einen rückwärtigen Ausgang hat!“

Die kleine Wohnung des Majors Pachner ist hoffseitig und gartenseitig gelegen; nach ländlich alter Bauart geht ein Zimmer ins andere über.

Das letzte der drei Zimmer, das breitflüglige gegen den Garten mit der kleinen offenen Terrasse, bewohnt Birkhild. Hier hat sie ihre Bücher und Spiele. Ein Puppenfragment ihrer Kindheit liegt noch in einem Korb. Hier werden von Zeit zu Zeit Heimabende vom Bund Deutscher Mädels abgehalten, dem sie seit Anbeginn zugehört. In der Stufe zur Verandatür liegt das ganze illegale Schriftenmaterial versteckt.

Von Westen her grüßen durch ein breites Fenster der ehrwürdige mächtige Türkenturm und die schmale Nadelspitze des gotischen Kirchleins herüber. Von Norden her drängt sich der Garten mit Baumwiesen, Bächlein und Weiher an das Haus heran, winkt dicht am Hause das grünende Gezweig einer hohen schlanken Birke, deren Bild still und schön im Fensterrahmen steht. Am Gartenrande läuft eilfertig das rote Käferlein der Straßenbahn vorüber, Dörfer und Städte verbindend. Die Gärten verlieren sich über die Heide und Weingärten hinweg in der offenen Landschaft, die immer höher und höher empor-schwingt bis zu den sanft verfliegenden Rücken des Wienerwaldes.

Birchhild schließt das Westfenster und zieht den Vorhang zu, denn vor der ebenerdigen Hofwohnung gegenüber taucht gerade das fahle, kränkliche Gesicht eines arbeitslosen jungen Mannes auf. Dann öffnet sie das Gartenfenster, atmet die von Apfelblütenduft herb durchsetzte Frühlingsluft tief ein, schließt es nach kurzer Umschau wieder und zieht auch hier den Vorhang zu, denn was sie jetzt tut, darf von außen niemand sehen. Da ist zunächst das Bild der Urgroßmutter, das sie von der Wand holt, um es zu wenden. Ein Bildnis des Führers ist auf der Rückseite geschickt eingebaut. Sie stellt es feierlich auf den Tisch zwischen einen Strauß großer goldener Frühlingsmargeriten und einen alten Silberleuchter, dessen Wachskerze sie entzündet. Sie legt sich flach auf den Boden, um der Stufe einen Schulungsbrief zu entnehmen, den ein Mäuslein angeknabbert hat, und holt dann die „Edda“ vom Bücherbrett. Aber noch ehe sie die ersten Worte gelesen, fliegt ein Steinchen ans Fenster, das Zeichen der sich nähernden Mädels. Durch die kleine Gartentüre hinten am Weiher sind sie hereingeschlüpft. Birchhild läßt eine Leiter von der Terrasse hinunter, und nun klettern sie geschickt wie Eichkätzchen in das kleine verhängte Gemach, dem das Bild des Führers mit der feierlich brennenden braunen Wachskerze die Weihe gibt. Da ist Dietlind Gerstner, die kleine, mit dem semmelblonden Bubenkopf, da ist Hanna Stark, die Walfüre, mit den prachtvoll langen goldgeflamnten Zöpfen, da sind die Kameradinnen der Schule, und da die arbeitslosen Fabrikmädchen, da ist als letzte endlich auch Christel, das Bäckerlehrmädel, mit dem Brotförberl, die ihre Teilnahme am illegalen BDM. besonders verheimlichen muß, um nicht ihren Posten zu verlieren. Sie alle tragen nette einfache Dirndtleider mit gebauschten weißen Bauernhemden und dazu die starkgestrickten weißen Kniestrümpfe. Birchhild richtet ihre klaren, gescheiten

Augen auf das Bildnis des Führers und spricht mit kindlichen und tiefersten Worten von der Liebe zum Führer, der sie alle in der Heimat, die auch die seine ist, nicht vergessen, sondern im Augenblick der Gefahr beschützen wird.

„Wir können ihm keinen Sackelzug bereiten, wir dürfen ihm keine Fahnen an die Fenster hängen, aber die Liebe zu ihm, die kann uns niemand aus den Herzen reißen, die können wir nicht verlieren.“

Dann singen sie mit gedämpfter Stimme das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied, und es ist hell und froh in ihren Herzen bei dem Gedanken, daß der Führer Deutschland aus Not und Schmach errettet hat und eines Tages auch die ostmarkdeutsche Heimat erretten wird.

Während die Mädels in Birkhilds Zimmer ihr Bekenntnis zu Deutschland ablegen, sitzt die Mutter an einer dunkelgrünen Schreibtischlampe im Wohnzimmer. Sie schaut immer wieder unruhig auf die Uhr. Peter, der Pimpf, kommt jetzt oft so spät von den Heimabenden nach Hause, und der Vater ist auch irgendwo in einem verborgenen Kellergewölbe bei der G.E.-Standarte, deren militärische Ausbildung er leitet. Mit einem bitteren Lächeln legt sie die Zeitung fort, die lügnerisch verkündet, wie herrlich es in Österreich aufwärts gehe. Sie braucht ja hier nur in den Hof hinunterzuschauen, da starrt sie das Gesicht der Arbeitslosigkeit aus allen Wohnungen an. Und die hoffnungslosen Gesichter, denen man allerorts auf den Straßen und in der Bahn begegnet! Nur dann und wann, wenn der Rundfunk eine Rede aus Deutschland herüberträgt, dann schöpft man wieder neue Kraft und Stärke für den unterirdischen Kampf, der unabsehbare Formen annimmt.

Plötzlich erschrickt Frau Pachner: Mein Gott, dort hat Peter, der Unachtsame, schon wieder sein Hitler-Liederbuch ganz offen liegenlassen! Sie blättert und liest darin, bevor sie

es im „Geheimfach“ hinter dem Ofen versteckt. Von drüben klingen die frischen Mädchenstimmen singend herüber.

Ein schrilles Glockenzeichen zerschneidet den Gesang.

„Peter, bist du's?“ fragt Frau Pachner in den dunklen Flur hinaus.

„Gendarmerie!“ gibt eine raube Stimme zurück.

„Einen Augenblick, ich hole nur den Schlüssel.“

In atemloser Hast läuft sie zu Birkhild hinüber: „Schaut, daß ihr verschwindet, Mädels! Gendarmerie ist da! Ich halte sie drüben solange als möglich . . .“

Ganz Würde, Amtsmiene und Abweisung stehen einstweilen die beiden Gendarmen vor der Tür.

Frau Pachner äugt durch das Guckloch. Uha, den „Dürren Hund“ haben sie geschickt, den unfrohen, rot-haarigen Gesellen, und den jungen Neuen, von dem die Sage geht, er halte es im stillen mit den Nazi! sagt sie zu sich selbst; dann öffnet sie.

Ob Birkhilde Pachner hier wohnhaft sei. Es lägen drei Anzeigen gegen sie vor. Erstens: sie hielte politische Versammlungen in der Wohnung ab. Zweitens: sie hätte Hitlers „Mein Kampf“ an die Jugend des Ortes weiterverliehen. Drittens: sie habe Vorträge über Deutschland gehalten.

„Aber nein . . .“ Frau Pachner steht ganz entrüstet da. „Das ist ja gar nicht möglich. Versammlungen in unserer kleinen Wohnung! Da müßte ich doch etwas davon wissen! Meine Tochter besucht das Gymnasium, sie hat mit der Schule gerade genug zu tun.“

„Wir sehen uns auf Grund der Anzeige genötigt, eine Hausdurchsuchung zu machen und Ihre Tochter zu verhören.“

„Bitte — in meinem Hause gibt es nichts, das sie nicht sehen könnten. Meine Tochter werde ich verständigen. Hoffentlich ist sie nicht schon zu Bett gegangen.“

Aber da kommt auch schon die Birkhild herübergeschlendert. Sie scheint nicht einmal sehr erstaunt über den nächtlichen Besuch zu sein. Die Mutter atmet auf: Also ist die Luft schon rein, und die Mädel sind über die Terrasse durch den Garten verschwunden!

Birkhild beobachtet beide Männer mit einem prüfenden Lächeln.

„Versammlungen? Ich? Vielleicht in meinem kleinen Zimmer, das nicht einmal für mich allein ausreicht? Bitte, kommen Sie mit mir und schauen Sie selber nach!“

Etwas verlegen folgen die Gendarmen der Aufforderung Birkhilds. Ihre Haltung, ihre ganze Art ist ihnen unangenehm und entwaffnet sie. Das Zimmer, in dem es kurz vorher noch so lebhaft zuging, ist bereits in Ordnung. Die Urgroßmutter lächelt wieder von der Wand herab, die Schulungshefte sind unter der Stufe verschwunden, auf dem Tisch liegt jetzt das dickbauchige lateinische Wörterbuch aufgeschlagen neben Hesten und Büchern. Die vielen Tritte schmutziger Schuhe auf dem blanken Bodenbelag hätten allerdings verraten können, daß kurz zuvor eine Mädelhorde hier geweilt hat. In der Stufe knabbert das Mäuslein, seelenruhig wie stets um diese Zeit; immer wieder schlüpfte es von der Terrasse herein, um seinen Hunger am nationalsozialistischen Schriftwerk zu stillen.

„Die Haussuchung bleibt Ihnen trotzdem nicht erspart“, erklärt der „Dürre Hund“ und macht sich auf die Suche. Wäschefach, Schubladen, Betten, alles wird von ihm durchgestöbert, während sein jüngerer Begleiter sich mehr auf Überprüfung der zahlreichen Bilder beschränkt.

Feuer! Feuer! Feuer! denkt Birkhild, die wie festgewurzelt auf der Stufe steht, um den „Mythos“ und die Schulungsbriefe zu schützen. In einem Wollknäuel versteckt, hat sie die letzten heimgebracht. Eben nähert sich der junge Gendarm dem Ölbild der Urgroßmutter, die in

der ehrwürdigen Bürgertracht des 18. Jahrhunderts herunterschaut.

Feuer! Feuer! Feuer! denkt Birkhild.

Der Gendarm hat das Bild ein wenig gehoben. Erschrocken läßt er es los. Die Augen des Führers haben ihn bezwingend angeblickt, als ob sie sagen wollten: Du, daß du mir dieses deutsche Mädel nicht ins Unglück bringst!

Ganz rot ist er geworden und wendet sich hastig Peters Spielzeuglade zu, in der Matadorbausteine, Eisenbahnschienen, Stellwerke, Waggon, Brücken und Lokomotive wüst durcheinandergeworfen liegen. Peter hat die Lokomotive „untersucht“, die Feder hängt gebrochen heraus.

Der Gendarm betrachtet alles eingehend und findet selbst die Papierhafenkreuze nicht, die Peter irgendwo auflesen und da versteckt hat.

Anständiger Kerl! denkt Birkhild.

Der „Dürre Hund“ wühlt indessen leidenschaftlich herum. Man sieht ihm an, wie ärgerlich es ihm wäre, wenn sich nichts finden ließe.

Im Wohnzimmer übt zunächst der Schreibtisch der Mutter eine große Anziehungskraft auf ihn aus. Brief um Brief zerrt er aus der Lade. Natürlich: die meisten von Verwandten aus Deutschland! Aber unmöglich, so schnell alle zu lesen, das würde Tage dauern!

Dann der Bücherschrank. Gleich in der ersten Reihe steht ganz ohne Deckung „Mein Kampf“, für den Birkhild und Peter zu Vaters Geburtstag ihre Sparbüchsen ausgeleert haben.

Ha, endlich ein Fund! Die mageren Hände des Rothhaarigen umflammern gierig das Buch. Birkhild aber lächelt ihn an und sagt: „„Mein Kampf“ ist noch nicht verboten, den dürfen Sie uns nicht wegnehmen.“

Sie betont das „noch“ auffallend.

Der Gendarm schaut sie wütend an und schnauzt: „Das ist meine Sache, ob ich ihn mitnehme oder nicht. Sie sollen ja das Buch an viele Leute verborgt haben.“

„Nennen Sie mir, bitte, die Namen dieser Leute. So, das können Sie nicht? Weil Sie keine wissen. Wie Sie sehen, ist das Buch ganz neu.“

Der „Dürre Hund“ steckt es mit einem seltsamen Lächeln ein. „Ja, eben darum nehm ich es mit! Um zu zeigen, wie neu es ist. Später bekommen Sie es wieder.“

Birchhild erinnert sich der Widmung, die Peter mit tief-schwarzen und rotgeflamnten gotischen Buchstaben hineingeschrieben hat. Sie lautet: Verbot zwingt keinen Geist!

Nun stehen sie in der Küche, die beiden Frauen und die beiden Gendarmen. Der „Dürre Hund“ kann es nicht unterlassen, noch einen Blick ins Ofentürl zu werfen, das oft eine Fundgrube für Namenslisten und dergleichen ist.

Wie lächerlich! denkt Birke. Ein Mann, der in ein Ofentürl schaut! Sie stellt sich noch ein wenig fester auf ihre schlanken Rehbeine.

„Ich bestehe darauf, zu wissen, wer diese unverschämte Anzeige gegen mich losgelassen hat“, erklärt sie.

„Zu uns kommen alle Anzeigen anonym . . .“

„Ach so . . . na, dann sagen Sie nur Ihrem Inspektor oben, wie sehr ich den Mut solcher Angeber bewundere!“

Der „Dürre Hund“ steht einen Augenblick lang unentschlossen und mit wütendem Gesicht da. Er scheint zu überlegen, ob ihn nicht irgendein Paragraph ermächtige, das „freche Ding da“ zu verhaften und gleich mitzunehmen. Der junge Gendarm steht abgewandt und verhält sich ein Grinsen. Birchhild macht ihm Eindruck; das ist klar.

Endlich wendet sich der „Dürre Hund“ grußlos der Türe zu. Die Hausdurchsuchung bei Major Pachner ist beendet. Die Gendarmen treten den Rückzug an. Birchhild fällt hinter der sich schließenden Türe ihrer Mutter lachend um den Hals.

„Waren die dumm, mein Gott, wie man nur so dumm sein kann! Vatis Gewehre unterm Küchenschrank, die Stufe mit dem ‚Mythos‘ und die anderen vielen Schlupfwinkel! Aber wehe, wenn sie uns den ‚Kampf‘ nicht zurückgeben!“

„Der junge Neue hat nicht so recht mitgetan. Gelt?“ meint die Mutter.

„Ach der, Mutti, der ist ja vor den Augen des Führers erschrocken wie vor einem Blitz!“

Endlich kommen auch Vater und Peter heim. Birkhild überstürzt sich im Berichten über die ergebnislos verlaufene Hausdurchsuchung.

„Du, Peterle“, fragt sie ihren Bruder später, „wo hast du bloß die Hakenkreuze her?“

„Welche Hakenkreuze?“ fragt Peter erbleichend.

„Na, die in deinen Eisenbahnwagen!“

Peter zwinkert sie an und flüstert dann: „Die hab ich doch leßthm von der Straße aufgehoben, bevor das Rehrkommando kam! Die streu ich doch nächstens wieder! Aber sag bloß nichts, du!“

„Dann versteck sie aber besser!“

„Sie haben sie wohl gefunden?“ erschrickt Peter.

„Klar, aber der Gendarm hat so getan, als sähe er sie nicht!“

Als Birkhild ihr Zimmer wieder betritt, um zu Bett zu gehen, ist ihr, als wären Jahre vergangen, seitdem sie es verlassen. Noch einmal hebt sie das Bild der Urgroßmutter von der Wand, stellt es als Führerbild wieder auf den Tisch und holt einige Ranken Maiengrün von der Birke herein, um es zu schmücken.

Dann packt sie das Schulzeug für den nächsten Tag: den Virgil und die Mathematikhefte, den Schulatlas, das Lesebuch und die Biblische Geschichte und denkt dabei: Diese Geschichten von Jakob und Hiob und Ruth und Rahel,

von der Hochzeit zu Kana und dem brennenden Dornbusch. Und die mathematischen Formeln, die sie immer durcheinanderwirft. Ob es denn überhaupt dafürsteht, alles so entseßlich wichtig zu nehmen? Ob denn das Leben später die Gut und Sehr gut und die Nicht genügend auch irgendwie verbuchen und auf die Waagschale legen wird?

Wie das Schweben leichter Nebelschleier vor dem Morgenrot, unklar und verworren, wogt vor ihrer Seele das Bild der Zukunft auf und ab. Reinhold Lenz, der große blonde Hitlerbub, mit dem sie in der deutschen Spielschar tanzt, der sagt: „Es liegt an jedem einzelnen von uns, wie die Zukunft sich in der Heimat hier gestalten wird. Wir müssen den Kopf hoch, das Herz rein halten und an Deutschland glauben!“

Die Wachskerze ist niedergebrannt. Durch das weit geöffnete Fenster strömt der Duft blühender Gärten, der Atem des Ewigen. Regennasse Birkenzweige winken und rauschen im Wind, Sterne schauen dazwischen wie magische Zeichen eines Spruchbandes:

Verbot zwingt keinen Geist.

Deutsche Tänze

Am Ende des Marktplatzes, dessen baulicher Dreiflang — Babenbergerruine, Pfarrkirche und Türkenturm — ein einzigartiger ist, liegt breit und wuchtig das Wirtshaus zum „Braunen Bären“. Ein mächtiges Tor mit gewölbter Einfahrt weist auf die Entstehung in einer Zeit bürgerlichen Reichtums hin. Der Wirt zum „Braunen Bären“ hat in seiner schweigsamen, doch hilfsbereiten Art der illegalen österreichischen Hitler-Jugend den Saal für einige Stunden des Samstagnachmittags zur Verfügung

gestellt. Unter der Tarnung des Alpenvereins können sie da ihre Volkstänze üben und deutsche Volkslieder singen.

Reinhold Lenz kommt in Lederhosen und weißen Wadenstüßen eilig die leichte Steigung des Platzes heraufgegangen.

Zu seiner Rechten geht Birkhild, schlank und hochgewachsen wie er. Man sieht ihnen beiden von weitem die Illegalität an, und daß sie von den gleichen Gedanken und Zielen erfüllt sind. Und sie sprechen jetzt auch von ihren Sorgen und Nöten, welche die Sorgen und Nöte dieser deutschen Jugend überhaupt und im ganzen Lande sind: von der Zukunft und vom Kampf um diese Zukunft.

„Ich wollte dir immer schon mein kleines silbernes Hafenkreuz schenken, Reinhold. Es ist gerade ein Jahr her, daß ich mit dem Schuldirektor darum gerauft habe. Er wollte es mir wegnehmen, als die Partei noch nicht verboten war. Ich hab aber nicht nachgegeben damals und bin Sieger geblieben. Ist es nicht fein?“

Reinhold schaut lächelnd auf das Hafenkreuzlein in seiner großen Bubentafel.

„Danke, Birke, das will ich zu mir stecken, wenn auch für mich die Flucht ins Reich nötig werden sollte.“

„Die Flucht? Wie meinst du das, Reinhold?“

„Ich meine nur, ehe ich mich hier fangen und einfasteln lasse, lauf ich eben über die Grenze, wie es so viele schon getan haben.“

„Und dein Studium, Reiner, deine Eltern?“

„Wenn es um die Ehre geht, dann hört für uns Jungen jede Rücksichtnahme gegen andere auf, mögen sie uns innerlich auch noch so nahestehen.“

„Dann muß die Rücksichtnahme aufhören!“ fügte er nach kurzer Pause finster hinzu.

Birkhild schweigt. Es fiel, wie sooft in letzter Zeit, ebenwie-
der ein Schatten auf die Landschaft ihrer Seele. Ihre hellen Augen verdunkeln sich, ein Schleier liegt über ihrer Stimme.

Sie treten aus dem flutenden Sonnenlicht, das mit blauschwarzen Wolken wechselt, in den breiten Torschatten des „Braunen Bären“. Aus dem Saal hören sie schon das gedämpfte Klampfsenspiel Gustel Wittes, ihres Musikanten. Da öffnet Reinhold noch einmal die gebräunte Bubenhand, um das silberne Hafenkreuzlein blinken zu sehen, ehe er es in der Toppentasche verschwinden läßt. Dann nimmt er Birkhilds Hand und drückt sie ungestüm. Er will ihr damit etwas Zartes und Liebes sagen, wenn ihre Hand auch schmerzt von dem Griff. Birkhild aber versteht ihn, wie Jugend Jugend versteht, und dankt ihm mit einem großen, aufleuchtenden Blick.

Sie treten ein. Man hat auf sie schon gewartet. Gleich darauf beginnt der Tanz. Birkhild Pachner und Reinhold Lenz führen als das größte Paar an; ihnen folgen die zehn anderen Paare. Gustel Witte spielt vorzüglich auf seiner Klampfe; das Musizieren liegt ihm einfach im Blut, und während er spielt, lehrt er auch die Tänze, das Setzen der Füße, das Drehen und Wirbeln, das Springen und Hüpfen und In-die-Luft-Schupfen.

Wie süß schmeichelt die Zupfgeige zum Landler, wie schnurrt sie käßchenhaft zum Spinnradeltanz! Die Bewegungen der jungen Tänzer und Tänzerinnen waren anfangs noch eckig; sie werden immer freier und leichter, immer anmutiger und bewegter.

Birkhild löst sich aus dem Reigen der Tanzenden.

„Kinder“, ruft sie, „ich glaub, uns alle hat der blaue Affe gebissen, daß wir heute nicht auf der Wiese tanzen. Seht doch, wie die Sonne jetzt scheint!“

Die blonden und braunen Buben- und Mädelsköpfe drängen neugierig ans Fenster, durch das frische, sonnenwarme Luft hereinströmt.

„Auf die Wiese! Auf die Wiese!“ rufen sie dann.



Alle Waldwiesen haben im Munde der Hitler-Jugend Namen, die auf keiner Karte stehen. Mondscheinwiese, Sternenwiese und Insel Thule heißen sie. Die Insel Thule liegt am nächsten; auf ihr wollen sie heute tanzen. Es gibt verschiedene Wege dahin, durch den Graben, über die Heide, über das Fichtenkreuz und über das Hohe Eck.

Die Buben und Mädels gehen auseinander, um möglichst unauffällig auf der in letzter Abendsonne atmenden Waldwiese zusammenzutreffen.

Die Insel Thule bildet ein smaragdgrünes Inselchen inmitten noch winterlich kahler Buchen.

Es ist sehr still. Man hört das Knistern der Föhrenzapfen und den fernen Ruf des Ruckucks. Am Wiesenrand bewegen sich die zarten Lerchensporne und die feinen weißen Buschwindröschen bei jedem Luftzug. Alles lebt und atmet und knospet und blüht. Das Wunderbarste aber ist der Gesang der Vögel.

Ganz leise spielt Gustel Wittef auf seinem Instrument, der Chor der Vögel soll ja nicht verstummen. Birkhild erhebt sich vom Rasen, um zum Tanze zu gehen; anmutig sind ihre Bewegungen im Schreiten und Wiegen des Tanzes, und wenn sie durch das Tor der Urme hindurchgeht, sieht sie einen Ausschnitt der grünen Frühlingswiese, die von kleinwinzigen weißen Sternmieren gesprenkelt ist. Wenn sie aber den Kopf nach rückwärts dreht und mit Reinhold Rücken an Rücken tanzt, weiß sie nicht, ob sie in einen blauen Himmel schaut oder in einen blauen See, oder ob es doch die hellen Augen ihres jungen Tänzers sind.

Mitten im Tanze zuckt Birkhild plötzlich zusammen: Zwei Gendarmen brechen aus dem Hinterhalt des Waldes hervor, Heimtücke und Unheil im Gesicht.

Jäh erstarren die Tanzenden. Jäh erstirbt die Klampfe.

„Ihre Namen?“

Die Gendarmen schreiben alle Namen auf. Es nützt nichts, daß die Buben und Mädels sich mit der Mitgliedschaft des Alpenvereins zu decken suchen.

„Marsch! Vorwärts!“

Die Gendarmen treiben sie wie eine Herde Vieh mit den Bajonetten auf der Waldstraße bergab, über die Heide in den Ort hinein und auf die Wachstube, wo der „Dürre Hund“ sie mit kalter Genugtuung in Empfang nimmt.

Birkhilds Vater, der eben seine Briefe zur Post getragen hat, beobachtet den Hergang, geht hinter ihnen her auf

die Wachtstube und schlägt Krach. Nach seinem Grund-
satz, den Stier bei den Hörnern zu packen, ruft er sogleich
die Bezirkshauptmannschaft an. Nach längerem Hin und
Her bewirkt er endlich die Enthaftung der jungen Leute.

Der „Dürre Hund“ blickt ihnen aus kalten, graugrünen
Augen haßerfüllt nach und ballt die Hand zur Faust.

„Nazibande, niederträchtige! Euch kriegen wir noch
einmal!“

So oder ähnlich soll es wohl heißen, was er vor sich
hinnurmelt, während der Major mit den jungen Leuten
den Platz überquert, dessen Geschichte weit zurückreicht in
die ferne, blutgetränkte Türkenzeit.

Eine schmale Mondsichel steht über der runden Eck-
zwiebel des alten Turmes und lächelt nachsichtig nieder
auf die Irrtümer und Irrwege der sich befehden-
den Menschheit.

Sonnenwende

Erste zarte Heckenrosen blühen am Waldrand, auf der
Heide liegen duftende Thymianpolster, zwischen denen sil-
berweiße Wellen blühenden Frauenhaares zu Tal fließen.

Sonnwend ist's!

Da erwacht in Birkhild immer wieder die Erinnerung
an die Sonnwendfeier im vergangenen Jahr. Damals
hatte der Bund Deutscher Mädel, wenn auch nur im
Eulenturm der Babenbergerruine, noch sein Heim inne.
Die Partei war noch nicht verboten. Ein farbloser Himmel
spannte sich über das Land, ein trockener Südwind fegte
durch die Straßen. Der Turnplatz war von Menschen-
massen dicht gesäumt, hinter denen ein Kranz blißender
Bajonette seltsam drohend in der Dunkelheit aufglänzte.

Seid auf der Hut! sollte das heißen. Seid auf der Hut vor der feindlichen Macht, die im Hinterhalt lauert!

Keine Rede wurde damals gehalten; nur der Wind weinte ein Klagelied von deutscher Not in den dunklen Wipfeln, und die Herzen schlugen ahnungsvoll und bange.

Als der Sturm die ersten Flammen aus dem Holzstoß gerissen hatte, war sie, Birkhild, aus dem stummen Kreise herausgetreten und hatte mit heller Stimme den Flammenspruch gesprochen. Dann war es wieder totenstill wie vor einem Grabe, bis plötzlich die Hände der Tausende zum Gruß emporflogen, Fackeln gleich im flackernden Lichte des hellodernden Holzstoßes in ihrer Mitte.

So hatten sie gestanden, bis das Feuer niedergebrannt war — stumm, wie erstarrt, und manche hatten Tränen in den Augen gehabt . . .

Die Wache hinter ihnen hatte den Hergang mit verbissener Wut oder gleichgültig beobachtet.

Schweigend, wie die Tausende gekommen waren, so hatten sie sich auch wieder entfernt, und jeder hatte damals wohl gedacht: Was wird im nächsten Jahre sein? Werden wir wieder Sonnenwende feiern können?

Es war die letzte Sonnenwendfeier, die letzte Rundgebung der Nationalsozialisten in Österreich, denn kurz darauf erfolgte das Verbot der Partei . . .

Und nun ist sie wieder da, die Zeit des Thymianduftes und der Heckenrosenblüte: die Sonnenwendzeit!

Birkhild sitzt mit ihrer Tante im Pächnergarten; sie sprechen über die bevorstehende Feier.

„Wozu hat der Herrgott denn unsere Wälder rundum so weit und so dicht wachsen lassen? Doch wohl auch deshalb, damit sich sein scheues Getier in ihnen verbergen kann! Und sind wir Illegalen denn etwas anderes als Freiwild? — Nein, Tante Emilie, auch heuer machen wir

wieder eine Sonnenwendfeier, und sie soll schöner werden als unsere vorjährige mit den Bajonetten!"

Tante Emilie schickt einen schweren Seufzer in die blühende Landschaft hinaus.

„Sagt mir bloß, was ihr eigentlich noch wollt mit eurer illegalen Betätigung, da nun doch alles verboten ist? Euren Eltern Kummer und Sorge bereiten, eingesperrt werden, eure Zukunft aufs Spiel setzen! Es ist einfach toll! Fügt euch doch ins Bestehende, in das Leben, wie es ist, und in Verhältnisse, die ihr nicht ändern könnt! Ach, hört mir nur mit der schrecklichen Politik auf!"

Birchhild reckt sich in ihrer ganzen Länge auf; ihre Augen flammen, und ihr Mund bebt. Sie sagt: „Was wir wollen, wenn wir dieses Schandsystem bekämpfen und weiterarbeiten? Der Idee des Führers in seiner Heimat zum Sieg verhelfen, das wollen wir. Das haben wir beschworen. Das wollen wir halten, so lange, bis die Heimat frei ist!"

„Und die Mittel, die ihr anwendet? Papierböllern, Bomben, Sprengstoff? Man traut sich ja in keine Telefonzelle mehr hinein!"

„Ach", erwidert Frau Pachner, „natürlich sind diese Mittel an sich verwerflich. Aber eine Jugend, ein ganzes Volk, das derart unterdrückt wird in seiner natürlichen blutmäßigen Entwicklung, greift eben auch zu solchen Mitteln, wenn man ihm die friedlichen Beweise seines Daseins verwehrt."

„O Gott! O Gott!" flagt Tante Emilie zum Rauschen ihres schwarzseidenen Kleides. „Nun hältst du den Kindern auch noch die Stange! Euer Peter hat ja auch schon mit seinen dreizehn Jahren nichts anderes als Hakenkreuze im Kopf. O ihr armen Verführten, was wird noch werden aus euch?"

„Was aus uns werden wird?" fragt Birchhild langsam, und ein Bild, das sie vor Tagen im Traum gequält hatte, steht urplötzlich wieder vor ihr und macht sie erschauern.

„Was aus uns werden wird“, wiederholt sie, mühsam das Bild in sich niederringend, mit bebender Stimme, „das ist ganz gleich.“ Mit diesen Worten holt sie ein kleines Bild aus ihrer Bluse, hält es der Tante dicht unter die Augen und sagt beinahe drohend: „Über an diesen hier, an den werden wir glauben, immer, immer, Tante!“

Entsetzt betrachtet Tante Emilie das Bild Adolf Hitlers, dann steht sie mit einem Ruck auf und rauscht kopfschüttelnd davon.

„Mein Gott! Mein Gott!“ murmelte sie dabei vor sich hin. „Wie wird das enden! Wie wird das enden! — Ein Jahr Kerker bekommt das Kind, wenn das Bild bei ihm gefunden wird! — Und die Mutter duldet so etwas! Die eigene Mutter fördert so etwas sogar noch! Mein Gott!“

„Die kriegen wir noch, Mutter“, sagt Birkhild nach einer Weile, „denn so kann sie gar nicht aus der Art geschlagen sein, daß sie nicht eines Tages doch noch in unsere Reihen findet!“

„Meinst du?“ sagt Frau Pachner etwas gedehnt. „Laß die alten Tanten in Ruh, wenn es ihren eigenen Söhnen noch nicht gelang, sie zu befehren. Geh lieber dein Rad pußen, daß du es morgen bereit hast, und dann hilf dem Vater die Gewehre im Garten vergraben. Aber merkt euch die Stelle gut!“

Der nächste Tag, heiß und windstill, ist zur Fahrt in die westlichen Waldberge, zur Sonntagsfahrt festgesetzt. Eine ganze Radkolonne Hitlerjungen mit weißen Wadenstrümpfen ist als Vorhut vorausgefahren. Die Mädels kommen einzeln nach. Es ist eine mühsame Strecke, schlechte Straßen, beharrliche Steigung, Hitze und Staub. Am Abschluß des Waldtales beim Naziwirt stellen sie alle die Räder ein.

Nur nicht im Ort verweilen! heißt die Parole, denn jeder Ort hat seine Kieberer*.

Zwischen Sonnenuntergehen und Sternenaufgang, in den ungewissen Farben einer lichten Dämmerung, steigen sie dann zur Waldburg hinauf. Alle sind schweigsam, alle denken dasselbe: Wie wäre es, könnte da oben auf den uralten Mauern mit dem herrlichen Fernblick inmitten der tiefen, stillen Wälder das rote Fahnentuch des Dritten Reiches wehen! Könnte man da oben nur ein riesengroßes Hafenkreuz abbrennen!

Hitlerjugend sichert den Weg. Der Haidvogel-Toni, der so lustig zur Klampfe singen kann, kommt den Berg wieder heruntergeschlichen, dem Walde zu, und pfeift kurz. Da wissen sie alle, daß sie tief in den Wäldern ihr Feuer entzünden müssen, daß auf der Burg schon irgendeine Gruppe zeltet, mit der sie nichts gemein haben wollen, und schleichen im Schutze der dunklen Abendstunden hinein in den uralten schweigenden Wald, wo es wunderbar nach blühendem Waldmeister duftet.

Eine sanft aufsteigende Waldwiese scheint ihnen für das Feuer geeignet. Alle Hände helfen, um Reisig zu sammeln und aufzuschichten. Der Himmel steht voll blasser Sterne.

Während einige Hitlerjungen Warnungsposten beziehen, prasseln die Flammen empor. Die Buben und Mädels schließen den Kreis, stehen ein Weilchen und schauen stumm in die Glut, bis Reinhold Lenz vortritt. Er spricht glühende Worte von seinem Glauben an ein einiges großes Reich, dessen Führer sie alle die Treue halten werden, komme, was da wolle.

„Wo wir stehen, ist Deutschland, und wo Deutschland ist, da sind wir!“ sagt er zum Schlusse und tritt zurück.

Nach ihm tritt Birkhild aus dem Kreise. Ihr waren am Tage zuvor Verse eingefallen, die sie einmal auf dem

* Kriminalbeamte bzw. Spitzel

Schreibtisch ihrer Mutter gefunden hatte. Auch sie steht einige Augenblicke still vor dem Feuer, hebt dann die Hand zum Gruß und spricht:

„Schweift durch die Wälder, ihr schlanken Gestalten!
Wotan, der Wanderer, wacht über euch!
Hütet des Feuers freie Gewalten,
lasset es schwelten unterm Gesträuch!

Schweiget, o schweiget, ihr züngelnden Flammen,
daß euch kein Südwind entreiße die Glut!
Neiget, o neiget euch! Tretet zusammen,
heimliche Hüter! Seid auf der Hut!

Raunet die alten, die heiligen Lieder,
raunt das Bekenntnis zu Führer und Reich,
während die Sehnsucht ihr Traumgefieder
spannt wie Gesang über Tanne und Teich.

Hüllt euch in Wolken, ihr trauernden Sterne,
denn die Freude des Lebens ist tot.
Über der Glaube zur größeren Ferne
sei dieser Stunde hohes Gebot!

Nimmer lasset die Herzen erkalten,
die heute wund sind von Sonntwendnot!
Einst wird die Glut sich zum Brande entfalten,
rot wie der Morgen, so rosenrot . . .“

Tiefe Stille folgte den Worten, nur unterbrochen vom Prasseln des Feuers, vom leisen Knattern der Flamme und vom Rauschen der Bäume, in deren Blättern weiße, gelbe und rote Lichter tanzen.

Dann hebt Reinhold Lenz die Hand, und leise schwillt das Schwurlied in das Schweigen:

„Wenn alle untreu werden,
so bleiben wir doch treu,
daß immer noch auf Erden
für euch ein Fähnlein sei.
Gefährten unserer Jugend,
ihr Bilder besserer Zeit,
die uns zu Männertugend
und Liebestod geweiht . . .“

Strophe um Strophe schwebte leise dahin. Fast ist es, als lauschten auch die Bäume dem Gesange dieser im Tieffsten erschütterten jungen Menschen. Die letzte Strophe aber reißt ihre Augen empor und hernach auch ihre Arme. Und lauter und mühsam beherrscht klingt es:

„Ihr Sterne seid uns Zeugen,
die ruhig niederschaun,
wenn alle Brüder schweigen
und falschen Götzen traun:
wir woll'n das Wort nicht brechen,
nicht Buben werden gleich,
woll'n predigen und sprechen
vom heiligen Deutschen Reich!“

Lange stehen sie dann, und langsam nur sinken die Hände herab. Reinhold Lenz geht zu Birkhild, faßt ihre Hand und springt mit ihr über die Blut. Jetzt erst ist der Bann gelöst. Die Buben und Mädels springen zu zweit oder allein, sprechen ihre Flammensprüche und sind berauscht von der Stunde, deren Sinn es ist, die Unverbrüchlichkeit einer Schicksalsgemeinschaft zu beweisen.

Neugestärkt für zukünftige Tage, schleichen sie leise über den in Trockenheit duftenden Waldboden bergab, um noch im Schutze der Nacht auf den Rädern die Heimfahrt anzutreten.



Commerfahrt

Drei Farbflecke in der grauen Felsenlandschaft, blau, grün und hellrot: drei Mädels rasten auf dem Gipfel des Königstuhls. Das Licht flimmert. Mit breiten Strahlenfingern bricht es aus dem leicht verschleierten milchweißen Commerhimmel und greift in die Haarsträhne der Mädchen. Hanna, das Riesenmädels, das seinen übergroßen Rucksack nun schon die dritte Woche geduldig schleppt, schläft; ihr Haar im rötlichen Ton reisender Weizenfelder

ist zu einem mächtigen Kranz um den Kopf gelegt. Birkenbild trägt das Haar in Hängezöpfen; es ist von jenem feinen Aschblond, das im Sommer noch heller glänzt als die Weidewiesen auf den tieferliegenden Gipfeln des Kärntner Nothgebietes. Sie blinzelt in den Himmel, in dem weiße Schäfchenwolken langsam dahinziehen. In ihr singen Blumen, Bäume, Vögel und Wolken ein wundervolles Lied von der Freiheit, Schönheit und Erhabenheit der Weite. Die kleine Dietlind mit dem semmelblonden, kurzgeschnittenen Bubenkopfnabbert mit wohllichem Behagen an ihrer Bitterschokolade herum. So liegen sie in der Höhensonne auf der Schieferplatte wie auf einem Felsenthron, den Gott für sie als Ruhebank geschaffen hat, denn ein Vierter hätte nimmer darauf Platz. Es ist ihnen, als wären sie überhaupt die ersten Menschen, die diesen Gipfel bestiegen haben; so unberührt, so paradiesisch hat er sie empfangen.

Die Kolkraben, diese himmlischen Vögel, deren es in dieser Gegend nur noch ganz wenige gibt, die kurz vor der Ankunft der Mädchen hier gerastet hatten, machten ihnen flügelrauschend Platz, um ihre tiefergelegenen Horste aufzusuchen. Beinahe ehrfürchtig, wie den Boten alter Wundersagen, sahen ihnen die Mädchenaugen nach, als sie schreiend zur Tiefe fuhren.

Ein Schatten fällt auf die ruhenden Farbtupfen, das Brausen eines Motors geht über sie hinweg: ein Doppeldecker. Er schwingt über viele, viele Gipfel hinweg, wie der Aufgesang der Zukunft im stilleren Sichbescheiden der seit Ewigkeiten wandernden Menschheit. Die drei Mädels — auch Hanna ist erwacht — schauen ihm nach und fühlen sich losgelöst von aller Schwere und frei vom Leid der Zeit.

Sie schweigen; so gut verstehen sie einander. Nur das unendliche Rauschen der nie versiegenden Bergwässer ist vernehmbar, das Summen der Bergbienen und die Stille selbst, die in weißen Wellen dahinfließt.

Endlich mahnt Hanna zum Aufbruch.

„Wir müssen die Hütte auf dem Schönfeld noch heute erreichen, die Tage sind schon kurz!“ sagt sie, während sie sich erhebt.

„Die Tage sind schon kurz!“ Wie eine herbstliche Mahnung klingt es, wie ein Abschied vom Glück des Wanderns, vom ungebundenen Schweifen über Almen und Grate.

„Aber eins versprich mir, Birke, sei gescheit, rupf nicht alle Blümlerln ab, die dir in den Weg kommen!“ mahnt Hanna im Abwärtssteigen. „Und gar die geschützten laß stehen! Gelt?“

„Das verstehst du nicht, meine liebe Hanna! Das kannst du nicht verstehen. Schau, ich bind mir ohnedies in die Zöpfe nur so viele, als darin Platz haben, und geh an hundert und aberhundert Enzianen vorüber, bevor ich den einen seh, der später in unserem Fahrtenbuch an diese Tage erinnern soll. Und der muß doch eine ganz besondere Farbe haben, damit er zu den andern Blüten paßt!“

Hanna sagte nichts mehr, sie seufzt nur hörbar, wie eine Mutter seufzen würde, die sich für die Vorzüge wie für die Schwächen ihrer Kinder verantwortlich fühlt. Und Blumen sind eine Schwäche von Birkhild. Sie kennt keine Müdigkeit mehr, sobald ein Enzian aufflammt oder eine Steinnelke; sie streicht über den zarten Flaum des weißen Alpenmohns, sie atmet den Duft von Arnika und Federnelken als etwas Gottgesandtes ein, und Pfefferminze, Thymian und Wundflee baumeln an ihren Zöpfen. Sie kann ohne Blumen eben nicht glücklich sein.

Hart ist der Felsenweg, mühsam und steil. Aber ein Bächlein begleitet mit klarem Singsang die Mädcl. Das Bächlein ist so fröhlich, es weist geradeswegs die Richtung nach dem „Schönfeld“. Wo ein Bächlein ist, da sind auch Vergißmeinnicht, da ist Hahnenfuß und da sind

Trollblumen und gelbe Mumeln, da sind die riesigen feinstrahligen Sterne der Glockenblumen, da ist verträumter Windgesang und Herdenglockenflang.

Schon liegt das Gebiet der vergreisenden Baumleichen, der einsamen Kare, der von der Zeit gelösten Felsblöcke hinter ihnen. Die starken Bergschuhe federn, ab und zu versinkend, auf smaragdgrünen Moospolstern oder auf rostbrauner Hochgebirgsheide. Erika- und Heidelbeerdecken breiten sich auf den baumlosen Hängen hin.

Was ist es, das den Wandernden entgegenschlägt? Ist es der Gesang des Sturmes? Ist es die Musik des Windgottes, dieses Murmeln und Gurgeln und Rauschen? — Kommt es aus der Tiefe oder kommt es von oben? Es sind die Stimmen unzähliger unterirdischer Wasserläufe, die Musik der Bachgeister, die in der Tiefe singen.

Aus den Wäldern ruft der Tannenhäher, und hoch oben schreit ein junger Bussard nach der Mutter. Die Hänge sind golden, mit Enzianen bestickt. Vereinzelte Zirben und Wacholderbüsche stehen auf ihnen, Märchengestalten gleich, die im Dahinwandeln, im Schreiten und in gebückter Haltung erstarrt sind durch den Fluch eines Berggeistes.

Einsam liegt der smaragdgrüne Teppich des in fast zweitausend Meter Höhe sich hinbreitenden Schönfelds, einem Hochmoor von trügerischer Grünheit, übergüllt mit zart gefiederten Schachtelhalmen und den Riesenblättern der Pestwurz.

Jubelnd begrüßen sie die Mädchen, vor allem aber Dietlind, die kaum noch weiterkann vor Müdigkeit. Und das ist kein Wunder, denn Birkhild und Hanna haben ja so entsetzlich lange Beine. Man kann ihnen kaum nachkommen, obgleich Hanna Dietlind die gesamte Rucksackhabe abgenommen hat.

Das Ziel scheint so nahe, und doch ist es, als trenne Unüberbrückbares von ihm. Immer wieder zerschneidet ein

Wildbach den Hang. Immer wieder ist ein Brücklein aus Steinen zu bauen, bis endlich, endlich das letzte Bächlein genommen und die tief im Abendschatten der Berge ruhende Alpenhütte erreicht ist.

Das große Haus mit den rotweißen Fensterläden erscheint ganz verödet. Nur Schweinegrunzen verrät Lebendiges. Erst später entdecken die Mädchen eine Frau, die vor dem Holzschuppen arbeitet und sie lange und mißtrauisch mustert, ehe sie ihnen Einlaß gewährt. Im Tagraum stehen lange grüne Tische, auf denen hellrot glänzende Preiselbeeren zum Trocknen hingebreitet liegen. Ein dickbäuchiger grüner Kachelofen mit Bank und Trockenstangen beherrscht den Raum.

In bosnischen, rotgewebten Hüttenschuhen huschen die Mädchen durch das ganze zweistöckige Haus. Es ist alles für den Winterbetrieb eingerichtet: die lichten Schlafzimmer und -säle, die Waschräume mit fließendem kaltem und warmem Wasser. Lange schon haben die Mädels eine solche Weitläufigkeit und Bequemlichkeit nicht mehr gehabt, denn Heustadel* waren seit Wochen ihr Nachtquartier gewesen und der Brunnen im Hofe ihr Waschbecken.

Nun liegen sie in süßer Müdigkeit nebeneinander im Schlafraum hoch unterm Dache. Der Abendstern schaut aus glasklarem Himmel gerade auf sie herab. Nach und nach verstummen die Herdenglocken, in die noch ab und zu der schrille Ruf des Hähers und der hellere Hilfeschrei des jungen Bussards gellen, der jenseits des Tales noch immer seine Mutter zu suchen scheint.

Endlich schweigt auch er. Nur das Rauschen und Brausen der Wasser bleibt noch wach, der ewige Gesang der Bäche, die rätselvolle Stimme der Unterirdischen. Dar-

* kleine, meist offene Scheune

über aber liegt das Schweigen Gottes, eingeschlossen von der Himmelskuppe, die in unendlich hohen Bögen auf den umliegenden Berggipfeln zu ruhen scheint . . .

Ein vielverheißender Morgen folgt dieser klaren Nacht. Die dunkelblauen Becher des Enzians sind ganz mit Tau gefüllt, die Luft ist kühl und nebefrei.

Einen Bauernburschen, der talwärts stapft, fragen die drei Mädels nach dem Weg.

„Nach Bundschuh runter, muß man da am Bach entlang oder geht's auch hier über den Berg?“ fragt Hanna zum zweiten Male.

„Jo“, meint der Grinsende, „jo“ und abermals „jo“.

Die Mädels lachen vergnügt und steigen wohlgemut bergauf. Kein Enzian ist mehr zu sehen, und wohin ihre Augen auch schweifen — sie finden nichts als gelbe steile Hutweide, über der die Luft flimmert. Als sie jedoch eine Höhe von etwa zweitausend Meter erreicht haben, öffnet sich eine wundervolle Fernsicht: da sind die Tauern mit dem Gletscher des Hafner, der grellweiß vor dem blauen Himmel glänzt, und Grat reiht sich an Grat und Gipfel an Gipfel in vielfältiger morgenklarer Schönheit.

Die drei überkommt ein unbeschreiblicher Freudenrausch; sie stürnem noch zweihundert Meter höher, bis sie auf der „Blutigen Alm“ inmitten einer Herde braun- und weißgescheckter Kühe stehen, die Hanna sofort als „Fremdenführer“ begrüßt und fragt, ob sie da am Bach entlang herunter oder hier über den Berg müßten, um nach Bundschuh zu gelangen.

„Muh!“ macht die Gescheckte. „Muh!“ und noch einmal „muh!“, und damit scheint auch ihre Weisheit zu Ende zu sein.

Die Mäd'el sahen sich an. Steintwälle und eine Höhle erinnern daran, daß die Alm in den Franzosen- und Bauernkriegen der Schauplatz erbitterter Kämpfe gewesen ist. Sonst aber ist sie ein geruhssamer Ruhberg wie all die andern Nocke* rundum.

Doch bald erleben die Mädchen etwas Seltenes: als sie nämlich innerhalb einer Stunde den dritten Berg erstürmen, erhebt sich aus den Schieferplatten dicht vor ihnen etwas, das grau wie der Schiefer und die Islandflechte ist, die hier seltenerweise wächst, und dem ein Mann mit einem grellroten Gesicht und einem großen Sack folgt. Den Mäd'eln ist plötzlich sehr bange zumute, nicht ihretwegen, ach nein! — sondern wegen der Vögel. Schneehühner sind es, und wer weiß, ob nicht schon einige Stück im Sack des Alten zappeln. Der murmelt etwas; man weiß nicht, ob es einen Gruß oder einen Fluch bedeuten soll.

Nehmt es als Wandersegen, ihr jungen Gipfelwanderer, nehmt es als Segen und richtet nicht über die Menschen dieser Landschaft. Sie sind arm und stumpf geworden unter den Geißelhieben des Schicksals, das ihnen seit Jahrhunderten beschieden ist. Sie hausen mit ihrem Vieh im Kampf gegen Kälte und Finsternis zusammen in elenden Hütten. Längst ist der Wohlstand aus ihren Tälern gewichen. Mit dem Bundschuh, mit der Lutherbibel haben die Bischöfe von Salzburg die Gesunden, Starcken aus dem Lande gejagt; was zurückblieb, das waren die Sicken, die Duldsamen, die Beschränkten.

Wie eine Wolke sich vor die Sonne schiebt, so haben diese Gedanken die frohe Stimmung der Mäd'eln verdüstert. Aber nicht lange vermag die Erinnerung sie zu bannen. Auf dem Gipfel des dritten Berges ist der Rundblick für die lichterhungrigen Augen noch weiter und strah-

* Felskopf, Hügel

lender. Wenn man die Berge alle zählen wollte, die im Kreise hinwallen, und die Schlösser und Märkte der Tiefe dazu, man käme nicht zu Ende. Die Gesichter der drei Mädel sind glühendrot, die Sonne ist starkes Feuer. Sie liegen wortlos im duftenden Grase.

Es folgt ein jäher Abstieg durch einen mit Wildwasser und rundgeschliffenen Steinen gefüllten Graben; es ist ein Purzeln und Springen, ein Torkeln und Tappen von einem Kagenkopf* auf den andern. Aber dann besänftigt sich alles Unwirtlich-Wilde im Auftauchen menschlicher Siedlungen: einer stattlichen Alm, einer verfallenen Gewerkschaft, eines vergessenen Schmelzofens. Oft sind es noch Reste alter Römerstraßen, die von allen Seiten in die einer neuen Zeit angehörenden Fahrstraße des großen Flußtales münden.

Die drei Mädel lugen nach einem Nachtlager aus, denn schon beginnt jenes tausendfältige wundervolle Farbenspiel, das dem Sonnenuntergang folgt und den Sternen vorangeht. Sie haben das große Flußtal noch nicht erreicht, aber hier im Seitentale, an der schäumenden Ache, treten sie bei der „Kerschbaumin“ ein. Eine armselige düstere Stube öffnet sich ihnen. Auf dem offenen Rauchherd hängt ein riesiger Kupferkessel, die Wände funkeln von angeschlagenem Ruß. Aus allen Ecken kommen Kinder herbei, jedes hat einen blauen Heidelbeermund. Birkhild zählt sieben Köpfe. Die Bäuerin hat ein hageres, durch Leid früh gealtertes Muttergesicht, ihre Augen sind rot-geweint.

Ja, im Heu könnten sie wohl über Nacht bleiben, meint die Kerschbaumin müde, das heißt, wenn sie bleiben wollten im Haus von einer — die zusammengebrochene Gestalt straffte sich — von einer, deren Mann im Gefängnis sitzt. Eine wilde Bitternis erschüttert ihren Körper, weinend

* runder Stein

hängen sich die Kleinen an ihren Rock. Als die Frau das ehrliche Mitleid in den jungen Gesichtern und die sich ihren Kindern entgegenstreckenden Hände sieht, erzählt sie den Ahnungslosen die Hergänge der letzten Zeit, von denen keine Kunde hinaufgedrungen ist auf die sonnigen Alm-
wiesen und einsamen Gipfel:

„Mein Sepp war ja wohl der Anführer, sind ja alles Nazi um und um, die Bauern. Und wie's in Wien los-
gegangen is, da hat was nit g'stimmt, da hat der Sepp keine Verständigung kriegt. Und im Bundschuh, in Turrach, in Roggilden ist's überall dasselbe gwest. Da habn die Pfaffen Zeit ghabt, die Ortswehren zu sammeln, ein schauderbars G'sindel, und uns auf den Hals zu jagen. Und der Sepp hat, weil ma glaubt habn, der Hitler kommt eh bald, die Bauern zammgrufen. Eine Militärpatrouille ist von Villach heraufgeschickt wordn; bei Turrach hat's ein'n argen Wirbel 'geben, der Sepp hat ein'n Schuß kriegt, und so haben sie ihn erwischt und eing'sperrt. Wo, weiß kein Mensch. Und das Grummet* ist noch nit eingeführt, und die Frucht ist noch nit g'schnitten, und ich bin noch gar schwach vom Kindsbett!“

Vom Kindbett? denkt Hanna, aber wie sie sich erstaunt umschaut, entdeckt sie die uralte geschnitzte Bauernwiege, in der unter einem dicken Federbett der Säugling, das achte Kind, liegt.

„Barthlomä heißt er, weil's immer ein'n Barthlomä 'geben hat auf'm Kerschthof“, erklärt die Bäuerin.

Hanna findet als erste von den dreien ihre Fassung wieder. Ihr gesunder Wirklichkeitsinn sagt ihr: Hilfe tut hier not! Sie leitet die Kameradinnen an, der Bäuerin den schweren Kessel abzunehmen, hernach helfen alle drei beim Füttern der Kühe und Schweine und endlich der

* Heu von der zweiten (Herbst-)Mahd

findlichen Mäuler. Während Barthlomä an der Mutterbrust saugt, hocken die andern rund um den Kessel und essen mit großen Löffeln daraus. So müde die Mutter ist, versäumt sie nicht, die Fremden nach altem Brauch zu bitten: „Setzt's enß zu uns, laßt's enß nicht zu schlecht sein, schleunt enß, daß ihr gnui kriegt, Gott segn's enß! — Setzt euch zu uns, laßt es euch nicht zu schlecht sein, tummelt euch, daß ihr genug kriegt, Gott segne es euch!“

Nach dem Essen bringt sie die Kinder zu Bett, immer drei in eines, und erzählt dann mit vielen Unterbrechungen, in denen sie lautlos vor sich hinweint, was sich in Wien ereignet hat.

Ein Putsch der Nazi? Die Mäd'el können es nicht recht glauben, aber es muß etwas Wahres dran sein. Schlaflos liegen sie dann, ins Bergheu vergraben, im geräumigen Stadel. Ihre Gedanken schwirren wie aufgeschreckte Vögel umher, ihre Herzen erfüllt schwere Sorge um daheim, Sorge um Freunde und über sie hinaus um alle Gutgesinnten, Sorge um das Schicksal der leidgeprüften Heimat — alles drängt sich zusammen in den Herzen der Mädchen. Sie haben nur noch einen Wunsch: heimzueilen, um wieder teilzuhaben an der großen, großen Not.

Bei Sonnenaufgang schon brechen sie auf. Unterwegs erfahren sie noch vieles über den unglücklich verlaufenen Putsch, sprechen da und dort mit verstörten Menschen, kaufen Zeitungen und schreiben an die Eltern, daß sie ihretwegen nicht bangen.

Wie lange dauert diesmal die Fahrt! Wie langsam fährt der Zug! Kein Lied übertönt das Rattern der Räder. Und überall die Unruhe, die verstörte Hast, dies Hin und Her! Was ist Wahrheit? Was Verleumdung?

Fast ohne Abschied trennen sich die Mäd'el am Bahnhof und eilen heim. Vor Birkhilds Haustor steht Peter, der

Pimpf. Er wartet wohl schon sehr lange auf die Schwester, denn er kann kaum den Unmut verbergen. Sonst springt er sie immer schon von weitem an und jubelt und lacht und fragt, ob sie ihm nicht etwas mitgebracht habe, diesmal steht er still und mit einem finsternen Gesicht vor Birkhild.

„Du, Birke . . .“ Er zieht sie flüsternd ins Haus. „Die Heimwehrleute haben uns den Vati fortgeschleppt, gestern mittag, grad wie wir uns zur Suppe gesetzt haben. Und die Mutti hat geschrien und hat's nicht leiden wollen. Da haben die Männer gesagt, sie schießen den Vati nieder, wenn er nicht mitkommt. Birkili, oh, es ist alles so schrecklich jetzt!“

Siedendheiß steigt es in Birkhild auf: Mein Gott, was ist da alles geschehen!

Oben steht die Mutter an der Tür und nimmt sie in die Arme, um zu trösten, sie, die selbst des Trostes bedarf.

„Mein Mädel“, sagt sie, „sie wollen uns niederzwingen. Aber wir lassen uns nicht; wir wollen nicht zu Kreuz kriechen. Nun erst recht nicht!“

„Nein, niemals!“

Mehr kann Birkhild nicht sprechen. Ihr Fühlen bäumt sich auf in Empörung, ballt sich zusammen in Schmerz, ist aufgerissen in namenlosem Weh. Vater, dieser gütige, dieser unerschütterlich deutsche Mensch, den Krieg hat er von Anfang bis zu Ende durchgekämpft, die Heimat mit seinem Blut verteidigt, krank und arm ist er heimgekommen, um nun durch Deutschenhaß und Lüge in den Kerker geworfen zu werden.

„Darfst du zu ihm, Mutter?“

„Sie lassen mich nicht hinein. Das Essen, das ich Mittags hingebracht, haben sie mir höhnisch lachend vor die Füße geschüttet . . .“

„Mutter“, sagt sie dann, sich fassend, „Mutter, laß mich hingehen! Mich müssen sie hineinlassen!“

Birchhild fühlt sich wieder ganz stark, als sie auf der Straße steht und den Weg zum Marktplatz nimmt. Nach Reinhold hat sie noch nicht gefragt. Eine innere Stimme sagt ihr, daß er wohl lebe, aber geflüchtet sei, wie er es immer vorhergesagt. Am Rathaus sieht sie eine Liste angeschlagen. Ja, da stehen schon die Namen jener Nationalsozialisten angeprangert, die eine Flucht ins Reich der Ehrlosmachung oder dem Henkertod vorgezogen haben. Birchhild liest die Reihe herab: Keller Franz . . . Lachmann Karl . . . Lenz Reinhold . . .

Also doch! Reinhold ist auch schon drüben!

Die leuchtend blauen Flammen in den Augen des Mädchens sind erloschen, um ihren Mund spielt ein wehes Lächeln. Regungslos starrt sie auf den Zettel. Reinhold fort. Und daneben liegt im Gemeindefotter der Vater mit vielen anderen ehrlichen deutschen Menschen, bevor sie dem Landesgericht überstellt werden. Birchhild wendet sich zögernd der Wachtube zu. Sie will es versuchen, um Mutter Nachricht geben zu können.

Unheimlich still ist es.

Da hört sie entsetzliche menschliche Schreie, wie sie nur von den Lippen Gemarteter kommen können. Immer wieder in ganz kurzen Abständen gellen sie auf. Irgendwoher kommen sie, wohl aus den Tiefen des Rathhofes.

Birchhild bleibt wie gebannt stehen: diese Stimme, das . . . Nein, nein — er kann es nicht sein —, der Vater nicht!

Sie läuft wieder einige Schritte. Da gellt ein neuer Schrei ihr entgegen, dann ein Aufbrüllen, wie das eines getroffenen Tieres, urweltlich und fürchterlich, als würde die Erde selbst den Schrei ihrer Geburt in den Himmel stoßen. Der Vater! schreit es in Birchhild. Er ist's, kein

anderer! Etwas steigt in ihr auf. Es ist keine Angst, es ist . . .

Dunkel steht es plötzlich vor ihren Augen, freist um sie, schneller und schneller. Die Füße versagen, die Hände tappen in die Luft.

Als Birkhild wieder zu sich kommt, liegt sie auf den Stufen der Pestsäule. Sie schaut um sich, fährt sich mit der Hand über die Augen, steht langsam auf und geht. Geht langsam, als müsse sie das Gehen erst wieder lernen, und wankt endlich in den Hof ihres Wohnhauses und dann in den Garten. Den langen, langen Weg geht sie, der einen Bach überquert, die Obstwiesen teilt, von Johannisbeerstauden begleitet ist und weit hinten beim Weiher in den Wald mündet. Sie blickt um sich, als gewahre sie alles heute zum ersten Male. Immer ist hier Frühling gewesen und Freude, heute aber ist es Herbst.

Sie stampft mit dem Fuß auf. Nein, nein, es kann nicht sein!

Sie wirft sich in den Rasen.

Wildes Schluchzen schüttelt den schlanken Leib. Das Gras und die Gänseblümchen, die geliebten Blumen der Kindheit, trinken ihre Tränen. Der Wind bemüht sich, ihre Wangen zu trocknen, ein Tagpfauenauge setzt sich auf ihre Hand. Die Abendsonne lugt noch einmal durch die Wolken. Ein breiter, gleißender Strahl flammt durch den Garten, stößt auf die Mauer der Goldruten, daß sie hell aufleuchten, umspielt die Blütenkugeln des Goldballs, tastet über das Gras nach dem Scheitel des Mädchens und wird blasser und blasser . . .

Alles dies hat Birkhild gesehen, doch ihre Gedanken waren nicht dabei. Nun aber, da eine schwere dunkle Nachtwolke sich jählings auf den Strahl stürzt und ihn verschluckt, sinkt der Kopf ihr wieder ins Gras.

Mein Führer, denkst sie, mein Führer — hörst du uns?

„Ich greife nach dem kleinen silbernen Hafenkreuzlein, das Du mir im Frühling geschenkt hast. Jetzt ist es Herbst mit kalten Nächten, vergilbenden Blättern und Sturmgesang.

Ich hab weder Dir noch den Eltern Lebewohl sagen können, alles kam so schnell. An meinem zwanzigsten Geburtstag hab ich fortgemußt. Mein Freund Johannes L. klopfte nachts an meinem Fenster, um mich zu warnen. Die schmachvolle Gewißheit, eingesperrt zu werden um eines hohen Ideals willen, wog mir weit schwerer als die Bedenken vor den Gefahren der Flucht. Ich wollte meine arme Mutter nicht aus dem Schläfe schrecken, nur einen Abschiedszettel für sie und Vater legte ich auf den Eszimmertisch. Wir schwangen uns auf die Räder und fuhren, so schnell es ging, denn es war eine dunkle, von Wolken schwer verhangene Nacht. Unsere Gedanken galten nur der Zukunft, der Befreiung unserer geliebten Heimat, der Treue zum gegebenen Wort. Unterwegs hielten wir uns nirgends auf, weder in Linz noch in Salzburg. Dabei nahmen wir viele Umwege über Feldraine und Wälder, um die Straßen zu meiden. Wir schliefen bei hellem Sonnenschein in einem Eichenwald dicht vor Salzburg. Als wir aufwachten, sahen wir auf einem unterhalb des Wäldchens liegenden Acker einen alten Mann mit schneeweißem Haar den Pflug führen. Es war ein merkwürdiger, beinahe schauerlicher Anblick, als ginge der Tod pflügend durch das Land. Unverdrossen schritt der Alte mit dem Pflug den steilen Hang hinauf, immer wieder hinauf, immer wieder hinunter. Wir näherten uns, baten ihn um einen Schluß aus dem Steinfrug, den er von Zeit zu Zeit an die Lippen setzte. Das Wasser erfrischte uns sehr. Wir kamen ins Reden, erst mißtrauisch einer vor dem

andern. Dann aufgeschlossen. Er gab uns Winke für die Flucht übers Gebirge, wo er die Steige kennt. Johannes bat ihn, das Rad auf seinem Gehöft einstellen zu dürfen. Der Alte führte uns dahin. Wir saßen dann mit ihm auf der Bank unterm Nußbaum, Hauskäs und Bauernbrot vor uns auf dem Tisch. Der Alte erzählte: zwei Söhne hat er im Krieg verloren, den dritten, den Lois, haben die Gendarmen heut nacht aus dem Bett geholt. Sie legen ihm zur Last, auf den Loferer Bergen ein riesengroßes Hakenkreuz abgebrannt zu haben. Und nun muß der Alte die ganze schwere Herbstarbeit allein tun.

Im Frühjahr, heißt's, kommt er ja eh schon, der Hitler; alsdann wird's anders werden...

Wie ein Gebet, wie eine Vorhersage murmelte er diese Worte, während die Gipfel der Salzburger Berge seltsam ungewiß im verschleierten Raum schwebten. Wir drückten ihm abschiednehmend die zerschundene Bauernhand. Johannes hatte ihm sein Rad übergeben. Nun trennten sich unsere Wege. Johannes schlug sich ins Gebirge, der Grenze zu, o wie stark ahnten wir ihre Nähe! — Ich aber hatte mir in den Schädel gesetzt, auf der offenen Fahrstraße auf meinem alten Radel an den Grenzern vorbei der großen Mutter Deutschland entgegenzufliegen. Ich handelte unter dem Zwang eines inneren Gesetzes, Gott war mit mir, der Gott der Wahrheit, dem ich diene. Ich raste wie ein Irresinniger zwischen den Posten durch. Die dachten wohl, ich sei der Höllische selbst. Aber sie schossen mir nach, die Schufte.

Ich war schon lange außer Gefahr und längst in Deutschland drüben und raste und raste noch immer drauflos wie besessen.

Die Straße fiel ab, ich machte einen kurzen Flug durch die Luft: vor den Augen blitzte es grün, blau und feuerrot. Dann umfing mich der samtene Mantel einer seltsamen

Dunkelheit. Vielleicht waren es Augenblicke, vielleicht waren es Stunden. Ich weiß es nicht, wie lange ich dort lag. Eine Hupe dröhnte, ein Kraftwagen hielt. Ich sprang auf und atmete tief und jubelte dem mit einer Hakenkreuzfahne geschmückten Wagen meinen ersten Hitlergruß entgegen. Münchener SS-Leute stiegen aus. „Woher? Wohin?“ wollten sie wissen. „Steig ein, junger Österreicher. Wir nehmen dich mit.“ So bin ich gleich in München in die Kaserne gekommen und werde dort ausgebildet. Harte Zucht und schwerer Dienst. Aber auf der Straße jubeln uns die Deutschen zu, wo sie uns sehen. Doch lobe ich mir den schweren Dienst, der läßt kein Heimweh aufkommen.

Die Birken im Moor, Deine Schwestern, winken und grüßen mich mit den goldenen Armen. Holde Königinnen sind sie, helle Frauen. Immer seh ich Dich in ihnen, grüßt Du mich durch sie.

Reinhold.“

Gräberbesuch

Kein fröhliches Schellengeläute flingt durch die Weingärten, deren Ernte ein langandauernder Regen verdorben hat. Es ist ein trüber Herbst mit schweren Wolken, mit frühem Schnee und notgereifter Frucht.

Da gehen Mütter, die auf die Wiederkehr von Söhnen warten. Da ist Jugend, die nicht mehr lacht und tanzt. Da sind Söhne, gestern noch Kinder, heute Männer der Legion, fern der Heimat in den deutschen Formationen. Und da sind Söhne, die für den Glauben an Deutschland in der Heimat ans Kreuz geschlagen wurden, ein „Heil Hitler!“ auf den sterbenden Lippen. Ein Junge aus der Spielschar wurde auf der Flucht übers Gebirge von einer Kugel getötet. Kein Nachruf hat ihn geehrt, kein Wort

des Gedenkens. Ein Pestkranker ist gestorben und verscharrt worden — ein Nationalsozialist.

Um Birkhild, die seit ihres Vaters Verhaftung in der Schule schwer zu kämpfen hat, haben sich achtzehn Mädels der Klasse geschart. Sie nehmen teil an den Heimabenden des illegalen BDM., sie verachten Schlagerlieder und Bücherkitsch, Lippenstift und Schminke wie jede Falschheit der Gesinnung. Diese Schülerinnen sind ein Dorn im Auge des Religionslehrers, ein Dorn im Auge des Direktors Leisegang, ein Dorn im Auge des Philosophieprofessors Haberl. Während seiner Stunde ist Birkhild nun schon zweimal eingeschlafen und aus der Bank gefallen.

„Birke“, sagt die kleine Dietlind Gerstner am Heimweg zu ihr, „Birke, so darfst du's nicht weitermachen. Nachts auf dem Rad nach dem Anhaltelager Wöllersdorf, und dann unausgeschlafen in der Schule sitzen.“

„Ach was“, Birkhilds Augen leuchten auf. „Solange Vater dort sitzt, muß ich durchhalten! Wenn du wüßtest, wie sich die Gefangenen freuen über meine großen Rucksäcke voll Lebensmittel, die ich bei den Nazi-Kaufleuten zusammenhamstere!“

„Über wie machst du das, daß sie auch wirklich ins Lager kommen?“

„Ja, weißt du, da ist ein Aufseher, der selbst heimlich aufs Hakenkreuz schwört. Ich weiß jetzt schon, wann er Nachtdienst hat.“

„Über warum nachts, Birke? Muß es denn gerade in der Nacht sein?“

„Na ja, verstehst du nicht: nachts komme ich am ehesten unbemerkt hin. Es sind ja von hier aus vierzig Kilometer. Das letztemal hab ich eine Torte eingeschmuggelt, groß und schön glasiert, innen ganz ausgefüllt mit „österreichischen Beobachtern“. Sie haben ja solch winziges Format.“

„O Birkhild“ — Jubel und Bewunderung sind in Dietes Stimme —, „du, jetzt glaub ich schon bald ganz fest, daß wir siegen werden!“ Sie möchte noch gerne etwas sagen, aber sie bringt es nicht heraus und sagt, einem plötzlichen Einfall folgend, bittend: „Aber heute schläfst du dich einmal gründlich aus, ja?“

„Heute? Heute geht's wieder nicht. Unser Ortsgruppenleiter sitzt doch auch. Da soll ich im Auftrag der NSDAP. morgen sehr zeitig das Holzwebergrab in Mauer mit einem Kranz schmücken. Bei Hanna Stark treffen wir uns alle am Nachmittag, du kannst auch mitkommen. Wir wollen den Kranz flechten. Lannengrün hab ich schon geholt.“

„Mein Gott . . . Holzweber“, flüstert Dietlind, „der soll ja so heldisch gestorben sein wie Schlageter . . .“

„Sein blonder Bub ist erst zwei Jahre alt.“

Es ist eine frühesten Jugend, die in Gesprächen solcherart von der Schule geht, eine Jugend, die andere Sorgen kennt als Tanzstunden und frohe Feste. Von Reinhold hört Birkhild nun auch nichts mehr, weil die Zustellung der Briefe auf Schwierigkeiten stößt. Seltener auch flammen seit dem Juliputsch die Hakenkreuze auf den Bergen . . .

Es ist eine schwere, stille Zeit.

Gustel Wittef, der Musikant von der Spielschar, ein Mann der illegalen SA., hilft Birkhild am Allerheiligensmorgen, den Kranz auf den Friedhof zu tragen. Prachtvoll ist er gewunden aus Lannengrün der heimatischen Wälder. Der kalte Nebel gefriert an den Nadelspitzen zu kleinen Eiskristallen.

Es ist sehr früh am Tage, als sie an der Totengräberwohnung anklopfen.

Ob sie wüßten, daß die Gendarmerie sofort jeden Grab- schmuck vom Holzwebergrab entfernen würde? fragt der

Totengräber, nimmt den Kranz vorerst in Obhut und ist bereit, ihnen das Grab zu zeigen. Es darf ja vorläufig noch keinen Stein, keinen Namen tragen.

Dort, wo das ewige Rauschen hoher Tannen ist, wo der Friedhof, durch keine Mauer beengt, den Blick in die offene, weite Landschaft freigibt, liegt im Halbkreis eingefügt das kleine Urnengrab Franz Holzwebers.

Die beiden jungen Menschen stehen ergriffen vor dieser Stätte, die eine Weihestätte der ganzen Nation sein sollte und die mit Blumen zu schmücken heute ein Verbrechen ist.

Die wenigen Blumen des Grabes sind beiseitegeschoben, die Gläser umgeworfen und fortgenommen, das Grab selbst statt mit Blumen wie ein Misthaufen mit welkem Laub und Kastanienfrüchten bedeckt.

„Nein, der Kranz muß her!“ sagt Birkhild und beginnt das Grab zu säubern.

Gustel Wittef holt ihn rasch zur Stelle. Sie legen ihn auf das Grab, entzünden dreizehn weiße Kerzen im Gedenken der dreizehn an den Galgen gebrachten Juliopfer und verweilen einige Minuten, der toten Helden gedenkend.

Als sie sich zum Gehen wenden, kommt ein höherer Gendarmeriebeamter, der sie offenbar schon beobachtet hatte, den Mittelweg heraus, erklärt schon von weitem: „Sie sind verhaftet!“

Bornig reißt er den Kranz herunter und schleudert ihn auf den Mist, wo auch schon andere Kränze liegen. Dann trampelt er in seiner prächtigen, ordenbehängten Uniform vor den Augen der beiden jungen Menschen die brennenden Kerzen ins feuchte braune Erdreich hinein.

Leise geht ein Eisregen über die Gräber. Es klingt wie das Rinnen von Sand, wie das Rieseln der Zeit. Das ist Gott, der ein Zeichen gibt, Gott, der in Trauer sein Gesicht verhüllt. Das ist Gottes Träne, die zu Eis erstarrt,

niedersinkt, um die Hügel der Geheften und aller ruhmlos Verscharrten mit weißen Blumen zu bedecken.

Einzeln werden die beiden Verhafteten auf dem Postenkommando vernommen. Gustel Witteß bekommt einen bösen Schlag auf den Kopf, weil er die Namen seiner Kameraden nicht verrät.

Dann werden sie entlassen.

„Vor Februar wird es nicht zur Verhandlung kommen“, schätzt Birkhild, die wenigstens das Halbjahr in der Schule beenden möchte. „Wenn nur Vater bis dahin heimkäme!“

Gustel Witteß spricht von Flucht; sie wehrt jedoch entschieden ab. Nein, das will sie nicht wegen einer kleinen Strafe. Birkhild läuft nicht gleich davon. Zu fest glaubt sie an die Befreiung der Heimat durch den Führer.

Im Lorschatten grüßt sie Gustel Witteß mit erhobener Hand.

Auf der Straße winselt die süßliche Musik einiger Bettelmusikanten. Es riecht nach Schnee und Chrysanthemen. Wildgänse ziehen zur Donau. Ihr heiserer Schrei erinnert Birkhild an Walter Fleg' wundervolles Gedicht; sie steht einige Augenblicke still, schaut suchend zum tiefhangenden grauen Himmel empor und öffnet dann zögernd die Haustür, um der Mutter die Botschaft einer neuen Sorge heimzubringen.

Zuflammen

Mit Kapuzenmantel, Haferlschuhen und Rucksack tritt Birkhild in die Dämmerung des frühdunklen Wintertages hinaus.

Der Herrgott hat doch ein Einsehen, der hält's mit uns, daß er uns soviel herrlich dichten Nebel geschickt hat, der

den Kieберern die Sicht erschwert! sagt sie, in Gedanken versunken dahingehend, zu sich selbst und erspäht gerade noch Hanna, die, ein Rucksackungeheuer auf dem Rücken, um die nächste Straßenecke biegt. Birkhild schätzt: an die acht Paar Socken, etliche Wollwesten, Kniewärmer und Wadenstrümpfe — nicht auszudenken, was Hanna alles gestrickt und in den Rucksack gepackt haben mag.

Nicht in Gruppen, sondern einzeln begibt sich der BDM. zwei Wegstunden weit zur Julfeier in den hochgelegenen Bauernhof. Dort können sie Tee kochen und singen, soviel sie wollen. Der alte Murrner freut sich schon auf das junge Volk. Es sind verlässliche Leute, der alte Murrner wie der Junge, der wegen politischer Sachen schon fünfmal gefessen ist. Im Augenblick geht er frei. Das trifft sich gut. Da kann er all das warme Zeug übernehmen und an die Richtigen weiterverteilen. Alle, die in Haft waren, betätigen sich nachher um so eifriger im Geheimen. Mit brennendem Ehrgeiz, mit verbissener Wut arbeiten sie weiter, der Wahrheit, deren Züge sich immer schmerzlicher aus dem Schutt der Lüge emporheben, der Wahrheit und Adolf Hitlers Weltanschauung zum Siege zu verhelfen; der Idee, die allein noch retten kann, was gut und groß in diesem schönen Lande ist und sich immer wieder emporringt aus dem Schlamm moralischer Verwahrlosung.

Die Straßen und Gäßchen steigen bergan. Wiesen und Weingärten und Äcker schwingen zum Walde hin. Welch große Wandlung geht da unvermittelt vor? Verwundert schaut Birkhild um sich. Weißer Reif hängt am kleinsten Ast, am feinsten Grashalm, am zartesten Wiesenhaar.

Da — das Drahtgitter des kleinen gefrorenen Teichs hat der Raureif in kunstvoll verzierte Honigwaben verwandelt!

Dort — auf der Wiese die einsame Birke ist versilbert von oben bis unten, und beim leisesten Lufthauch läuten

die kristallinen Glöckchen, die der Frost um die Früchte gelegt hat, aneinander!

Birchhild, für alles Schöne empfänglich, lauscht und staunt andächtig. Erst vermeint sie in dem Geläut die Melodie des Salzburger Glockenspiels zu hören, dann ist es ihr wie das Aneinanderklingen von feinen Gläsern bei einem festlichen Gelage.

Ist heute denn alles verzaubert? denkt sie, als ihr Blick die Nähe und Weite betrachtet. Sieht die Heide nicht aus, als wäre sie mit einer riesigen Puderquaste betupft worden?

Da, wo die „Insel Thule“ ist, bleibt Birchhild stehen. Wie Erinnerungen sich vom Bewußtsein ablösen und in Träumen entgleiten, so löst sich ab und zu vom Ast die Last, wenn sie nicht zu hart gefroren ist, um windverweht als Schleier zwischen den Stämmen zu schweben. Immer eine kurze Stille, dann erneutes Wehen und wieder Stille, in die langsam, fast unmerklich die Dämmerung fällt.

Es ist schon spät, als Birchhild in die Küche des alten Murrner tritt, in der es wie in einem Bienenstocke zugeht.

„Daß du schon da bist!“ ruft Hanna.

„Birke! Birke!“ freischen die Mädchen von allen Seiten. „Pack aus! Lebkuchen, Socken, Kerze — nichts vergessen?“ Man hört das Summen des Leewassers gar nicht, soviel junge Stimmen reden, fragen und rufen durcheinander.

Der alte Murrner, eisgrau und runzelig, schmaucht im Herrgottswinkel seine Pfeife und lacht in sich hinein. Der Sohn, ein baum langer blonder Bub, mit riesigen Bauernpraxen und hellem Gesicht, pußt an seinem Jagdgewehr und hält zwischendurch das Feuer mit trockenen Rebbüscheln wach.

Birke hat im Handumdrehen aus herrlich duftendem Lannenreis ein Julgewinde in Hafenkreuzform geflochten und in der Mitte die blaue Grenzlandkerze befestigt:

„Auf daß es wahr werde, was wir ersehnen!“

Nun flackert das heilige Licht, Sinnbild der Erneuerung,
Sinnbild der steigenden Sonne, Sinnbild alles Großen
und Wahren, das deutsche Herzen bewegen kann.

Ein Dirndel nach dem andern tritt vor, um weihnachtliche
Worte zu sprechen: einen Lichterspruch oder einen festlichen
Vers.

Birchbild tritt als Letzte vor die ruhig brennende Kerze
und spricht langsam und eindringlich:

„Hört unser Rufen, Schwestern jenseits der Grenzen;
schweiget und hört,
wenn eure Augen der Fahne entgegenglänzen,
auf die ihr schwört.

Jugend im Schatten, immer den Abgrund zu Füßen,
Jugend in Not.
Heimlich erkämpfen, was wir bewundern müssen,
ist uns Gebot.

Die unsere Hände gestern zum Tanze noch führten,
stürmten hinaus.
Jungschöne Träume von Rosengerank und Myrten
bindet kein Strauß.

Feuer, die wir verstohlen im Dunkel der Wälder entzündeten,
leuchten zur Flucht! —
Seht! Alle Wege, euere und unsere, münden
in eine Bucht.

Jugend im Schatten, dennoch von Lichtern geblendet,
zweifeln wir nicht,
daß eine Stimme, dunkel, von Gott gesendet,
auch für uns spricht.

Reicht uns die Hände, Schwestern jenseits der Grenzen,
reicht uns die Hand!
Einst werden auch wir unserm Führer die Türen befränzen
im Heimatland!"

Der junge Murrner hat sein Gewehr längst zur Seite gestellt. In sich zusammengesunken sitzt er auf der Ofenbank und starrt vor sich hin. Er hat in der Haft viel gelesen, sonst läßt ihm die Bauernwirtschaft ohnehin keine Zeit dazu. Und einmal haben sie in der Haft Zulfeier gemacht, bei der er den Flammenspruch gesprochen hat. Teufel noch einmal — die Wände haben da gewackelt, so stark hat seine Stimme sich erhoben!

Daran muß er jetzt denken. Aber wie die Birkhild das gerade gemacht hat, das war auch nit ohne. Und wahr ist's auch: Wenn der Führer endlich kommt, dann legt er den ganzen Wald um, damit 's nit etwa an Grünem fehlt!

Da fällt ihm ein, daß der Wald schon ziemlich gelichtet ist. — Castra! Castra! denkt der junge Murrner. Aber was soll man denn machen bei der Not! Nirgends ein Geld! Und die verdammten Steuern und Abgaben — kein End nimmt's —, immer was Neues erfinden die von der Regierung, damit 's sich halten können, weil's sonst ohnedies nit hinter sich haben als die Steuergeldsäck und die Juden, und die paar Kerzelweiber und Pfaffen!

Eine richtige Wut kriegt der Bursch bei diesem Gedanken, aber er beruhigt sich dann: Nein, so lang kann's nimmermehr dauern, und dann sind auch noch Bäume genug im Wald!

Damit steht er auf und geht zum Tisch im Hergottswinkel, den die Mädchen inzwischen hergerichtet haben.

Goldig schimmert der Tee in den braunen irdenen Bauernschalen. Berge von Lebkuchen in Herz- und Sternform, Kleßbrot und Gugelhupf sind aufgetürmt. Den



Mittelpunkt bildet wieder das dunkelgrüne Hafenkreuz mit der brennenden Kerze.

Dietlind liest ein Weihnachtsstück aus dem schönen Mutterbuch der Voigt-Diederichs vor, dann singen und plaudern und lachen und lästern sie, wie eben junge deutsche Mädels sich des Daseins freuen.

Wie wohl und geborgen fühlen sie sich doch am Herd dieser einfachen Arbeitsmenschen!

Der alte Murrner, eingesunken und verrunzelt wie ein vertrockneter Winterapfel, hockt auf dem Ehrenplatz. Immer wieder streichen seine rauhen, schwielen Hände liebevoll über das dicke Wollgewebe der grauen Weihnachtsweste, die ihm die Mädels zum Christkind geschenkt haben.

Sein Sohn hat ein Paar feste Wadenstüßen in der Tasche, die er zum Sonntagsstaat tragen wird, weil „sie gar soviel schön und nach ein'm Muster gestricht sind, das die Mutter so gern gehabt hat!“

Mit der Zeit muß aber auch er mitlachen, vor allem über Dietlind, die heute wieder „ganz besonders aufgezogen ist“.

Der reinste Springteufel ist die! denkt er. So etwas einmal als Bäuerin auf dem Hof haben —, das wär eine geschickte Sach —, sakra noch einmal —, das wär freilich etwas!

„... in der Heiligen Nacht“, träumt der Alte ganz versunken vor sich hin, und die Mäd'el lauschen andächtig, „... in der Heiligen Nacht, da hab ich einmal im Stall geschlafen, weil unser kleiner Stier krank war, und da hab ich die Kuh mit unserem Roß, dem Hansel, reden gehört. Das war vor zwei Jahren. Aber jetzt hör ich's nimmer in der Heiligen Nacht — soviel ich auch aufpaß und los*, ich hör's nimmermehr. — Und ich mein halt, daß dadran die unseligen Zeiten Schuld tragen. Wenn der Hitler zu uns kommt, dann werd ich auch wieder das Rössel in der Heiligen Nacht reden hören — ja, das mein ich — und nit eher! — Wenn ich das noch erleben tät, daß der Hitler kommt ...“

Dicke Luft in der Schule

Eusanne Diamant mit dem ewig beleidigten Gesicht argwöhnt scheelen Blickes nach der Mäd'elgruppe hinüber, die in der Klasse führend geworden ist. Zu den wenigen Jüdinnen der Klasse fühlt sie sich nicht hingezogen,

* lauschen

das Bluterbe einer arischen Großmutter löst in ihr ständig zwiespältige Gefühle aus.

Warum nehmen sie mich in ihren Treubund nicht auf? Warum schauen sie auf mich als eine Minderwertige herab? Warum bin ich nicht glücklich unter ihnen? Gewiß, sie behandeln mich freundlich, weil sie zu gut erzogen sind, um unhöflich zu sein, aber sie lassen mich nicht näherkommen. Sollte doch etwas anderes hinter diesem Treubund stecken? Etwas Politisches? Warum tragen sie diese häßlichen Runen vorn an den Blusen, die wie verdrehte Blitze oder verpaßte Hafenkreuze aussehen? Unfaßlich, daß so was noch geduldet wird! denkt Susanne und senkt die große gekrümmte Nase tief auf das Philosophiebuch. Nein, nein, sie lernt, sie kümmert sich ganz und gar nicht um die Klasse. Die geht sie nichts an. Aber was haben die Mädels heute nur so Besonderes zu tuscheln und zu verbergen? Was haben sie für rote Gesichter, für glänzende Augen? Die sind ja ganz aus dem Häuschen! Und warum stopfen sie den Ofen so zum Plätzen mit Zeitungen voll, die sie hastig aus den Schulmappen und aus anderen Verstecken holen, als gälte es, einen Ochsen zu braten?

Ganz leise, mit ihrem etwas platten Gang, schleicht Susanne Diamant aus dem Klassenzimmer; nicht ohne zuvor einen genauen Blick auf eines der verdächtigen Zeitungsblätter geworfen zu haben. Dann erstattet sie in der Direktion eine kleine Meldung.

Angeberei wird ja jetzt gut belohnt, denkt sie. Und bemerkt hat es auch niemand, so beschäftigt ist heute der „Bund“ mit sich selbst, allen voran Hanna und Birkhild.

Aber auch Dietlind hat eilige Botschaft bekommen von einem kleinen Mädchen der Unterstufe, Botschaft, man möge auf der Hut sein. In der Unterstufe sei etwas aufgefliegen: ein Geldtäschchen sei vom Direktor gefunden worden,

darin sich außer etwas Kleingeld auch eine Propagandamünze mit dem Aufdruck „Ein Volk, ein Reich“ befunden habe.

Mitten in die Aufregung hinein, die diese Nachricht hervorruft, läutet es. Die Mädchen stürzen in ihre Bänke und setzen sich mit hochroten Köpfen hin. Gleich wird Professor Haberl erscheinen.

Greulich, diese Philosophiestunde! denkt Birkhild noch, da kommt er auch schon.

Noch in der Tür beginnt er seinen Vortrag: „Wir sprechen heute über den Fortschritt. Wenn zum Beispiel das Flugzeug da sein soll, um den Menschen zu helfen, dann ist der Satz falsch, daß die Entwicklung da ist, um dem Menschen zu helfen. Aber die Vorteile lassen sich doch nicht überdecken . . . Ich bitte um Ruhe . . . Jetzt kommt noch etwas in Frage: daß ein Mensch für den andern sein Leben einsetzt, spielt in die Ethik oder in die Moral hinein. Wenn man zum Beispiel eine Frau hat, die ein Kind kriegt und draufgeht, ist es da berechtigt, das Kind oder die Mutter zu töten? Schaut's, derjenige, der sich für Völkerpolitik interessiert, wird sagen, das Kind . . . Pachner, was gibt's zu lachen? . . . eine andere Frage entsteht, wenn man die Menschen als Einzelindividuen auffaßt. Wenn es zum Beispiel möglich wäre, einen Menschen zu finden, der die geheimsten Gedanken errät, und man zeigt ihm seine Aufzeichnungen nach zwei Jahren, so kennt er sich selbst nicht mehr. Alsdann gehn ma einmal vor: es sind geistige Anlagen naturgemäß gegeben, aber . . . Ich bitte, den Ofen abzustellen!“

Doktor Haberls Stimme klingt gereizt. Der Schweiß rieselt in glänzenden Perlen von seiner Gläse.

„. . . aber es gibt Augenblicke im Leben, die sehr unangenehm sein können. Betrachtet man die nach längerer Zeit, schauen sie gar nicht so schrecklich aus.“

Dietlind hat sich am Ofen zu schaffen gemacht. Die Hitze vergrößert sich, statt sich zu verringern.

„Herrlich, herrlich, diese Philosophie!“ murmelt Hanna belustigt Birkhild zu. Die hebt die Hand und sagt: „Herr Doktor, dürfen wir das Fenster aufmachen?“

„Nein, aufgemacht wird nicht. Ich habe ohnedies das Rheumatische. Fenster bleiben zu! Was hat dieser Hornochs, der Schuldienner, so verrückt hineinflammen müssen! — Ich bitte um etwas mehr Aufmerksamkeit! — Wo habe ich aufgehört? Richtig . . . was hat die Entwicklung also überhaupt für einen Sinn? Gar keinen! Ich . . .“

Professor Haberl hält plötzlich inne und horcht. Auf dem Gange nähern sich eilige Schritte, die Tür wird aufgerissen, der Direktor stürzt herein, die Klasse springt auf.

„Setzen! Alle Schultaschen auf die Bänke! Das Klassenzimmer darf niemand verlassen!“ ruft er, während er auf den Katheder steigt. Er ist bleich vor Aufregung und übersieht ganz den tiefen Büchling Professor Haberls, der seine Glase trocknet und dann hinter Direktor Leisegang hergeht, der von Bank zu Bank schreitet, in die Pulte schaut und die Schultaschen eingehend untersucht, nicht ohne sich immer wieder plötzlich aufzurichten und Ausschau zu halten.

„Was haben Sie da zu verstecken, Gerstner? Heraus mit der Zeitung!“ ruft er mit einem Male, springt auf Dietlind zu und ergreift mit schnellem Griff die Zeitung.

Dietlind Gerstner ist sehr blaß geworden, ihre Gedanken wirbeln durcheinander: Mein Gott, wie ist das nur möglich! Sollte sie doch zwei „Rufer“ in der Tasche gehabt haben? Eine Nummer hatte sie doch erst verbrannt!

Direktor Leisegang wendet sich an Professor Haberl, der kopfschüttelnd hinter ihm steht.

„Da wird es sicherlich noch mehr solcher Zeitungen geben!“ sagt er erregt und schadenfroh. Professor Haberl wischt sich wieder den Schweiß von der Stirne. In seinen Augen kann man deutlich lesen, was er denkt.

Und so etwas passiert mir! Geschieht in meiner Stunde!

Direktor Leisegang sucht weiter. Diese illegalen Zeitungen, die seit neuestem die Schulen überschwemmen, sind ja seine allergrößte Sorge. Einerseits, weil sie ein schlechtes Licht auf den „wahrhaft vaterländischen Geist“ seiner Schule werfen, anderseits muß sein Kampf gegen dieses „braune Gift“ höheren Orts doch endlich einmal die entsprechende Anerkennung finden —, etwa durch Verleihung eines Ordens — seine Brust ist noch leer, denn im Kriege war er „leider unabkömmlich“ — oder gar des Hofrattitels. Er ist sich noch nicht ganz klar, was ihm lieber wäre; überdies denkt seine Frau etwas praktischer: sie sähe die beste Anerkennung für eine „solche vaterländische Tat, wie sie die Vernichtung der braunen Pest darstellt“, in einer Gehaltserhöhung, die die Regierung übrigens schon vor zwei Jahren, als ihr Gatte sich bei der Niederwerfung des Putsches „so verdient machen konnte“ (er hatte Anzeigen gegen nationalgesinnte Kollegen gemacht), „in Aussicht gestellt“ hatte.

Direktor Leisegang lächelt bei dem Gedanken an eine solche Anerkennung selbstzufrieden, ist aber sogleich wieder ganz Würde.

„Schülerin Gerstner“, sagt er streng, „ich habe bei Ihnen eines der gefährlichsten staatsfeindlichen“ — Professor Haberl zuckt zusammen und wischt sich wieder über die Gläse — „Blätter gefunden. Haben Sie noch mehr Exemplare davon?“

Dietlind Gerstner schüttelt schluchzend den Kopf.

„Antworten Sie, wie es sich gehört. Von wem haben Sie die Zeitung?“

Dietlind kann noch immer nicht sprechen. Man hört nichts als das Summen des Ofens, das Knacken der Schulbänke und leises Weinen. Sie ist ohnedies keine gute Schülerin; sie weiß, daß ihr der Ausschluß droht. Der Vater daheim ist sehr streng, ach, und — anders gesinnt.

„Ich frage Sie noch einmal: von wem haben Sie die Zeitung?“

Birchhild blickt gespannt herüber. Ihre hochgeschwungenen Brauen ziehen sich zusammen, aus ihren großen lichten Augen bricht angestrengtes Denken, klares Überlegen. Nein, sie will gar nicht aufopfernde Heldin spielen. Sie bedenkt ganz einfach und kühl, was geschähe, wenn Dietlind zu sprechen beginnen und den Namen des Jungen verraten würde, der den „Rufer“ an sie ausgeteilt hat. Das würde Kreise ziehen! Die ganze HJ. und damit das ganze Bubengymnasium mitsamt der illegalen Druckerei, alles würde aufliegen. Es ist nicht auszudenken!

Der Direktor klopft nervös auf die Bank.

„Wollen Sie antworten, Gerstner, oder nicht? Wer hat Ihnen die Zeitung gegeben?“

Da geschieht etwas ganz Unerwartetes. Die Klassen-erste Birchhilde Pachner erhebt sich ruhig von ihrem Platz. Wie eine Kerze steht sie da, hoch und gerade, die klugen Augen, das helle Gesicht auf den Direktor gerichtet.

„Ich, Herr Direktor“, sagt Birchhild.

Die Köpfe der Mädchen fahren herum; einige atmen erleichtert auf. Professor Haberl lehnt erschöpft in der Fensternische; seine Glase schimmert, auf seiner Stirne stehen große Schweißperlen, er atmet schwer.

Direktor Leisegang macht sein eisigstes Gesicht, mißt Birchhild von oben bis unten.

„Sie, Pachner?“ Er sieht in diesem Augenblick die Runenbrotsche am Kleide, lächelt zynisch und sagt: „Ach so, ja . . . Kommen Sie beide sofort mit mir in meine Kanzlei. Ich werde ein kurzes Protokoll über die Sache aufnehmen. — Herr Doktor Haberl, bitte, setzen Sie den Unterricht fort; wenn ich fertig bin, schicke ich die beiden Schülerinnen wieder herauf.“

Auf dem Gang flüstert Birkhild der Freundin zu: „Du heulst immerfort, verstehst du, und ich rede!“

Direktor Leisegang hat an seinem großen, grünbespannten Schreibtisch Platz genommen. Sein Spitzbart bewegt sich eifrig hin und her, die Augengläser funkeln, der ganze Mann zittert vor Erregung und Wichtigkeit. Die harte Füllfeder kratzt auf dem weißen Papier.

„Ein schwerer Fall, ein sehr schwerer Fall, der ‚Rufer‘, eine nationalsozialistische illegale Schülerzeitschrift, in der Mappe einer meiner Schülerinnen! Eine Zeitung, die nicht nur die unchristliche und gefährliche Idee des Nationalsozialismus zu verbreiten, sondern auch die österreichische Regierung und ihre Mitglieder herabzusetzen sucht! — Schülerin Pachner, auch Sie müssen die Zeitung von jemand bekommen haben. Wollen Sie mir den Namen desjenigen nennen?“

Nein, denkt Birkhild, den Haidvogel-Toni und seine Leute gebe ich nicht an, um keinen Preis!

„Es war ein junger Mann am Schultor“, erklärt sie kaltblütig, „den ich nicht kenne. Niemand von uns kennt ihn. Der hat mir die Zeitungen zugesteckt.“

„So? Ein junger Mann, den Sie nicht kennen? — Aha! Der große Unbekannte! Würden Sie nicht doch die

Freundlichkeit haben, seinen Namen zu nennen? Das könnte für Sie ein mildernder Umstand sein.“

Birchbild bleibt unerschütterlich. Sie macht bloß einen verächtlichen Mund.

„Ich kenne ihn nicht.“

„Was haben Sie in der Zeitung gelesen, Pachner? Den Leitartikel? Das Gedicht?“

„Nein, so weit bin ich noch nicht gekommen, Herr Direktor. Nur da unten den kurzen Aufsatz über die ‚Rattenplage in Wien‘, den hab ich gelesen.“

„Aha — Antisemitismus!“

Der Direktor trägt ein: Hat nur den Aufsatz über die Rattenplage in Wien gelesen. Verweigert Aussage über die Herkunft der Zeitung. Im übrigen: Schülerin Gerstner bekundet Reue durch heftiges Weinen. Schülerin Pachner dagegen ist vollkommen ruhig und gefaßt.

Die Angelegenheit Gerstner-Pachner und die Geschichte mit der Propagandamünze wirbeln reichlich viel Staub auf. Zuschelnd stehen die Betschwestern der Stadt an allen Straßenecken beisammen:

„Haben Sie schon gehört, Frau Mostkübel?“

„Jaja, ich sag Ihnen, Frau Weinstangel, so schlecht wie die Jugend heut ist! Das hat's bei uns doch nicht gegeben!“

„Stellen Sie sich nur vor, Frau Mostkübel, so ein junges Mädchen und schon im Kerker!“

„Was Sie nicht sagen! Im Kerker ist sie schon?“

„Ja, freilich, wo denn sonst! Das ist doch Landesverrat, etwas Ärgeres gibt's doch gar nimmer!“

Frau Weinstangel hebt den rechten Zeigefinger und tut ganz geheimnisvoll: „Wissen Sie, Frau Mostkübel, was meine Tochter meint? — Hinter der ganzen Geschichte steckt eine Liebschaft, ein Schpuß!“

„Ach ja, die Jugend von heute! Ich hab's ja schon immer gesagt: So, wie wir waren, kommt keine Jugend mehr auf die Welt!“

Die Fensterscheiben des Konferenzzimmers, das gegen Norden geht, sind mit Eisblumen bewachsen. Tamariskenzweige und Palmwedel und feinverzweigtes Mimosengeäst zaubern südliche Träume hervor. Aber niemand achtet des Wunders, das Gott mit seinem Silberstift an die gläsernen Scheiben geschrieben.

„Meine Herren“, entscheidet der Direktor Leisegang, der mit den Professoren am grünen Tisch des Konferenzzimmers zu Gericht sitzt. „Meine Herren, ich erachte eine Abstimmung für überflüssig. Der Landeschulrat hat bereits über das Schicksal der beiden Schülerinnen Pachner und Gerstner die Entscheidung getroffen. Ein Fall, über den die ganze vaterländische Bevölkerung gerechte Empörung äußert. Schülerin Pachner wurde von der Anstalt sowie von sämtlichen österreichischen Mittelschulen ausgeschlossen. Belastend ist für sie ihre grenzenlose Verstocktheit. Schülerin Gerstner wird mit einer Sittennote bestraft. Sie ist ein Mensch, der nur verführt und einer Besserung fähig ist. Die von ihr bekundete Reue wirkt entlastend.“

Die Professoren machen undurchdringliche Gesichter: Der Landeschulrat hat es auf Betreiben der Direktion so verfügt, also fällt es ja nicht mehr in die Waagschale, daß zwei Drittel des Lehrkörpers anderer, aber auch völlig anderer Meinung sind!

Und während die Professoren den unfreundlichen Nachmittag im Konferenzzimmer verbringen müssen, während Dietlind Gerstner immer noch in Tränen schwimmt, hat Birkhild ihre Bretteln geschultert und ihre Schistöcke ergriffen und ist mit vor Winterlust blühenden Augen und

geröteten Wangen zum Hohen Eck hinaufgestiegen, um eine herrliche Abfahrt zu wagen. In sicheren Schwüngen lenkt sie die Eschenhölzer zu Tal — ihrem Schicksal entgegen, das sie dort erwartet: Als sie vor der Haustüre den Schnee von Schuhen und Bretteln flopft und die vereisten Höpfe schüttelt, kommt der junge Englischprofessor vorüber, der nette, gescheite Deutschsüdtiroler.

„Fräulein Pachner“, sagt er, „so schwer fällt es mir, Ihnen zu sagen . . .“ Verwundert schaut Birkhild auf. Seit wann wird man von einem Professor mit Fräulein angesprochen? — „Fräulein Pachner, wir sind einfach machtlos gewesen. Es ist eine Schmach . . . Über uns hinweg, vom Landesschulrat beschlossen . . . erschrecken Sie nicht . . .“

„Ich weiß, was Sie mir sagen wollen, Herr Professor. Ich bin — ausgeschlossen. Nicht wahr? Ich habe gewußt, daß es so kommen wird. Jetzt bleibt mir nur noch eines: Deutschland. Ich werde draußen weiterkämpfen für die Idee und — für die Heimat. Verlieren Sie den Glauben an unseren Führer nicht!“

Sie hebt die Hand und verschwindet im Tor. Der junge Lehrer blickt ihr nach, bewundernd und beschämt zugleich. Im Weitergehen aber ballt sich seine Hand zur Faust, und durch die Zähne stößt er: „Und das muß man sich von einem Mädel sagen lassen, weil die oben einen mit ihren Methoden und Erpressungen zum Schweigen zwingen! Jede Autorität wird untergraben durch das Angebersystem, vor dem keiner sicher ist, am allerwenigsten der Anständige! Da darf man sich nicht wundern, wenn einem Kinder noch ins Gesicht spucken! — Wie wird das noch enden! Wie lange werden wir das noch ertragen können, diese Selbsterniedrigung! Und alles nur wegen dieses lumpigen Gehalts, auf das man nicht verzichten kann, wenn man nicht verhungern will!“

Fahrt ins Reich

Der dicke Regierungsrat rast im Paßamt wutschnaubend auf und ab. Sein Gesicht ist vogelbeerrot.

„Was — Sie beanspruchen ein Visum nach Deutschland? Ausgerechnet Sie? Belästigen Sie mich nicht länger!“

„Herr Regierungsrat, wenn ich meine Schule hier nicht fortsetzen kann, muß ich eben ins Reich hinaus. Ich hatte ja gar nicht die Absicht, man zwingt mich aber dazu! Wo soll ich denn sonst meine Reiseprüfung machen?“

„Machen Sie, was Sie wollen, nur mich lassen Sie in Ruh!“

„Herr Regierungsrat“ — Birkhild versucht es nun, das „goldene Wienerherz“ zu rühren —, „meine alte Großmutter möchte mich auch gern sehen. Hier ist ein Brief von ihr und ein ärztliches Zeugnis über ihren Gesundheitszustand.“

„Und wenn Sie zum Begräbnis ihrer eigenen Mutter fahren wollten — das Visum bekommen Sie nicht! Nächste Partei, bitte!“

Erschüttert in ihrem Glauben an menschliche Einsicht, geht das Mädel die dunkle Treppe hinunter, auf der sich das tägliche Kommen und Gehen hastender Menschen abspielt.

Auf der Straße hohnlächelt eine milde Februarsonne.

Was nun? Soll sie übers Gebirge und durch den Fluß flüchten wie die Männer der Legion? Hinaus muß sie, das steht fest, ehe man sie ins Gefängnis abholt. Zehn Tage für den Gräberbesuch hat sie noch abzusitzen, und was für eine Strafe sie wegen der Zeitungssache zu erwarten hat, das wissen die Götter — unter einem Jahr aber wird sie kaum wegkommen! Nun ist Vater erst vor acht Tagen aus Wöllersdorf heimgekommen, und schon

verdichten sich von neuem die dunklen Wolken des Schicksals . . .

„Guten Morgen, Birke! Was machst denn du in der Stadt? Und so nachdenklich? Was ist denn wieder los bei euch?“

„O Tante Emilie, ich glaube, dich schickt mir die Vorsehung! Du mußt mir helfen!“

Tante Emilie gehört längst zu den Besehrten; „braun bis in die Fingerspitzen“, wie Birkhild es prophezeit hat, hilft sie eifrig mit am geheimen Werk der Befreiung. Ihrer Nichte ist sie ganz besonders zugetan.

Mitten unter den zwischen Straßenbahn und Stadtbahn hin und her flutenden Menschen geht sie lange mit Birkhild beratend auf und ab.

„Ja, sie zwingen uns zu List und Täuschung! Unsere Behörden wollen betrogen sein! Und wir müssen zusammenhalten, dann kriegen sie uns nicht unter! Also abgemacht, du fährst gleich morgen mit Helgas Paß, in dem ein Visum flebt, das sie sich für alle Fälle kürzlich ausstellen ließ. Nachher schickst du ihn an Helga zurück.“

Helga ist Tante Emilies jüngste Tochter, deren Ähnlichkeit mit Birkhild schon öfters zu Verwechslungen geführt hat. Wohl ist ihr Haar dunkler, und ihre Augenbrauen sind heller als die Birkhilds, aber der Gesichtsschnitt, das Wesentliche, stimmt überein. Birkhild Pachner will es versuchen, als Helga Unzeitig über die Grenze zu gelangen.

Es geht dem Frühling zu. In ihrem dunkelblauen Reise-mantel mit hochgestelltem Kragen steht Birkhild nach durchfahrener Nacht auf dem Gang des langen D-Zuges, der Deutschland entgegenbraust. Sie öffnet das Fenster. Herrlich reine Bergluft strömt herein. Aus lichtblauen,

möwengrauen und rosigen Wolkenschleiern lösen sich die Berge, uralte und hundertfältig, mit Kronen von Silberschnee auf den Häuptern. Die Feste Hohensalzburg glitzert in der Morgensonne.

Birchhild schaut hinaus. Ist es nicht der Aufgesang ihres Lebens selbst: das Blattgeflüster einer weißen Birke, der erste Tanz auf frühlingssgrüner Wiese, ein kurzes Sommerglück auf blauen Bergen, das steile Lodern einer Sonnenwendflamme, Begegnung und Trennung — kostbare Inseln des Glücks und der Enttäuschung in ihrem jungen Leben, ein frühes Vorspiel zu größerem Geschehen, das eingehüllt ruht in den Schleiern der Zukunft. Und mitten im Gewoge einer lichtlosen Dämmerung unerschütterlich und fest die Burg des Glaubens an eine größere Heimat!

Die Paßkontrolle findet im Zuge statt. Birchhild muß sich auf den Fensterrahmen stützen. Vor ihren Augen beginnt das Abteil zu verschwimmen, als sie dem Beamten ihren Paß reicht. Gleichmütig drückt er seinen Stempel hinein, ohne das Lichtbild der Helga Unzeitig besonderer Aufmerksamkeit zu würdigen.

Dann setzt sich der Zug wieder in Bewegung.

Birchhild atmet tief auf: sie ist in Deutschland!

Ruf der Heimat

Es war im dritten Jahr ihres Aufenthaltes in der freundlichen süddeutschen Stadt, als Birchhilde Pachner von Heimweh befallen wurde. Wie es geschah, mußte sie nachher selbst nicht zu erzählen. Eines Morgens mit den ersten Frühlingstürmen des Jahres 1938 war es da und wich nicht mehr aus ihr.

Birchhild liebte die Stadt mit ihren Märchenbrunnen und ihrer Giebelhausromantik, mit ihrem Waldkranz und ihren neuzeitlichen Straßen. Sie liebte ihre fröhlich schwäbelnden Menschen, und besonders liebte sie die Kameradinnen der Schule. Wo es anging, hielt sie aufklärende Vorträge über die deutsche Ostmark und den schweren Kampf, den die Menschen dort gegen ein verlogenes undeutsches System zu kämpfen haben. So kam es, daß die junge „Kameradin aus Österreich“ bald überall bekannt war. Sie machte an der deutschen Mittelschule die Reiseprüfung und versuchte nachher ihre künstlerische Begabung an der Kunstgewerbeschule, um sich zur Goldschmiedin auszubilden. In ihrer kargen Freizeit aber nahm sie mit besonderer Hingabe an der Bewegung teil: stolz trug sie die schlichte Uniform des BDM. und das goldene Ehrenzeichen der HJ.

Einmal, im ersten Jahre ihres Aufenthaltes, geriet ihr Herz ein wenig in Aufruhr. Bei einer großen Jugendkundgebung und Ansprache des Reichsjugendführers auf der Festwiese vor der Stadt glaubte sie, unter den schwarzgekleideten SS.-Leuten Reinhold Lenz erkannt zu haben. Sie durfte aber während der Kundgebung ihren Platz nicht verlassen. Nachher stürmte sie zur Tribüne hinauf, um Reinhold Lenz zu suchen. Sie wollte ihn fragen, ob er das kleine silberne Hafenkreuzlein noch besäße, das sie ihm geschenkt hätte. Aber der Reichsjugendführer, dessen Rede sie zu Begeisterung entflammt hatte, war mit seiner Begleitung längst verschwunden. So konnte sie nicht erfahren, ob es Reinhold gewesen, den sie gesehen, oder ob es das heldische Gesicht der neuen Jugend überhaupt war, das sie mit Reinholds Augen angeblickt.

Jeden Sommer fuhren Freunde aus der Heimat herüber, auch sonst traf sie immer wieder Österreicher. Birchhild aber wich ihnen aus: sie mußte genug von der Not der Ostmark, und sie wollte kämpfen, nicht dem Heimweh verfallen!

Nun aber war es doch über sie gekommen durch einen Brief des Vaters, der zum ersten Male seit drei Jahren rückhaltlos an sie schreiben konnte.

Birchild las und las:

„23. Februar 1938.

Mein liebes Birkelein, horch gut auf, wenn ich Dir heute das erste „Heil Hitler!“ über die Grenze hinüber-rufe, denn ich stehe mitten auf der Straße, und die Gen-darmen, die es hören, dürfen mich nicht verhaften. Heil Hitler! Heil Hitler! Wir rufen und rufen so laut, daß alle Mucker zusammenzucken.

Als uns die Nachricht vom Kanzlertreffen auf dem Obersalzberg am 12. 2. bekannt wurde, mußten wir, daß das Morgenrot der Freiheit bald leuchten werde. Am 11. 2., ausgerechnet einen Tag vor Schuschniggs Gang nach Kanossa, gab's in der Hofburg einen Ball, bei dem sich — o Lücke des Schicksals! — einfach „alles“ traf, was im öffentlichen Leben Österreichs* Rang und Namen hatte. Und welcher Faschingscherz: Zernatto und Schuschnigg* zum ersten und hoffentlich zum auch letzten Male in der Uniform des Schutzkorps und der Vater-ländischen Front!

Natürlich kämpft die Vaterländische Front auch jetzt noch mit ihren bewährten Waffen weiter: mit unver-frorener Lüge und Scheinheiligkeit. Plötzlich sucht sie sich einzureden, was sie früher fanatisch bekämpft hat: die Möglichkeit einer Betätigung der Nationalsozialisten im Rahmen der Vaterländischen Front. Und sie sucht sich einzureden, am 12. Februar einen Sieg davongetragen zu haben. Wir aber wissen, daß es eine Niederlage war.

* letzter Staatssekretär und letzter Staatskanzler der Systemzeit

Du kannst Dir die Spannung nicht vorstellen, mit der alles auf die große Führerrede am 20. wartete. Es war einfach erschütternd, welchen Siegestaumel sie überall bei uns auslöste. Wir haben den Führer verstanden, als er nur von „Deutsch-Österreich“ sprach, die Grenzziehung der Friedensverträge verwarf, für zehn Millionen Deutsche (Österreicher und die Sudetendeutschen) die Selbstbestimmung forderte und im übrigen die Vaterländische Front wörtlich überhaupt nicht erwähnte, ebensowenig unsere sogenannte Selbstständigkeit. — Nun sind der verbrecherischen Regierung die Zügel aus der Hand geschlagen. Sie schleifen auf dem Boden und ‚die oben‘ führen wahnwitzige Bewegungen aus, um sie mit Lügen und mit ausgebreiteten Armen wieder zu erhaschen: Kommt doch und gebt jetzt Frieden, ihr wilden Nazi! Fünf Jahre haben wir auf euch mit der Hundspeitsche hingehaut, jetzt gebt fein die Pfote und vergeßt eure Schandtaten und baut mit uns das Häuschen auf, das ein Bollwerk der Juden und der katholischen Kirche gegen den Nationalsozialismus sein soll. Kommt und marschiert mit auf der Dollfußstraße, und wenn ihr keinen Platz darauf habt, dann im Straßengraben, bitte! Unser Kanzler hat euch auf dem Obersalzberg gerettet! Glaubt nur nicht dem Geschreibsel von Augenzeugen, die behaupten, in Graz, Linz und Salzburg und Wien sei das Volk jubelnd aufmarschiert, das Deutschland- und Horst-Wessel-Lied auf den Lippen, die Fahne des Dritten Reiches offen entrollt. Glaubt es nicht, glaubt es nicht!

Wir aber wissen, Birckhild, jetzt geht es ums Ganze. Unser Wahlspruch lautet: Alles oder nichts! Seit 1914 hat mich nichts mehr so sehr begeistert wie dieser Kampf jetzt. Mein Rucksack steht gepackt! Mag der Endkampf angehen, auf den Dein Vater schon so lange wartet!

Heute kommen alle ausgeschlossenen Schüler, die nicht im Reich sind, wieder in die Schulen. Welche Genugtuung! Aus dem Landesgericht geradenwegs in die Schule geschickt! Seit heute ist allgemeines Versammlungsverbot mit Ausnahme der Vaterländischen Front (natürlich)! In drei bis vier Wochen soll eine große Kundgebung der Nationalsozialisten stattfinden. Wir haben eine Hakenkreuzfahne schon vorbereitet! Da wird wohl der endgültige Trauerkondukt für die Verbrecher sein, die unser schönes Land zuschandenregiert haben.

Du kannst Dir dieses Auftauen und Erwachen von Tag zu Tag gar nicht vorstellen. Alles ist auf Siedepunkt, und es ist unsäglich schwer, die befohlene Disziplin zu halten! Heil Hitler!

Dein Vater.

Auch ich muß Dir, von neuer Zuversicht erfüllt, den schönsten Gruß zurufen: Heil Hitler!

Deine Mutter.

Ein flasser Fackelzug war das am Sonntag! Sprechchöre ‚Ein Volk, ein Reich‘, Spruchbänder, Hakenkreuzfahnen! Wann kommst Du endlich? Wir brauchen Dich schon, damit Du uns die Armbinden nähst! Wir haben doch keine und müssen welche haben, wenn's losgeht! Sieg Heil!

Peter.“

Lange saß Birkhild nachdenklich über diesem Brief. Sie trug ihn immer bei sich und las ihn auch den Kameradinnen und den Professoren der Schule vor. Sie hing von nun an am Rundfunk wie eine Wespe am Honigtopf.

Sie hörte in ihren Träumen schon den dröhnenden Schritt der deutschen Wehrmacht, den Schritt der österreichischen Legion, der der Heimat zu marschiert, und

schaffte heimlich ihre Koffer vom Speicher herunter, um sie griffbereit zu haben, wenn es so weit wäre, wenn die Heimat sie rief . . .

Heimkehr

Ein langer, langer Zug, angefüllt mit heimkehrenden Österreichern, rollt durch deutsches Land.

Heim . . . heim . . . heim . . . summen die Räder, jauchzen die Herzen, rauscht es im Frühlingswind.

Ab München ist die Lokomotive mit einem Kranz von Lannengrün und mit der Hafenkreuzfahne geschmückt. Kärntner, Tiroler, Steirer, Wiener und Linzer sind im Zug, lauter glückliche Menschen, die nach ein, zwei, drei und vier Jahren in die Heimat zurückfahren, der zuliebe sie gelitten und gestritten haben.

Ein steirischer O.A.-Mann berichtet: „Drei Jahre bin ich in Pommern gewest und die Leut habn mich nit verstanden, wann ich was gredt hab, und da hab ich gschwiegn, drei Jahr hab ich gschwiegen . . . Leutln, wißt's, was das heißt?“

Nun aber ist seine Zunge gelöst; er erzählt vom Ennstal, von der grünen Steiermark und von Pommern. Sie setzen sich zusammen, die Steirer, und singen ihre lustigen Heimatlieder.

Auch das schlanke Mädel in der BDM.-Uniform, mit der blonden Haarrolle und den strahlenden Augen, das seit Ulm am Gangfenster steht, hat die Heimat drei Jahre nicht gesehen.

„Mir fährt der Zug viel zu langsam“, sagt sie, „wir wollen doch vor dem Führer noch in Wien sein!“

Birkhild ist einfach durchgebrannt. Als sie durch den Rundfunk des Führers Stimme aus Linz hörte, war es um sie geschehen. Eine kurze Drahtnachricht an die Eltern, Koffer packen, Fahrscheine lösen — all das geschah Schlag auf Schlag.

Auch einen kleinen Hafenkreuzwimpel hatte Birkhild gekauft; den hält sie nun überall dort hinaus, wo sie Menschen erblickt. Und die Leute auf den Straßen, an den Bahnübergängen, in den Dörfern, auf den Bahnsteigen, die Bauern auf den Feldern — sie alle grüßen ihn nun und den Zug und seine singenden Insassen mit erhobener Hand.

Wann und wo der Zug die Grenze überfahren hat, weiß niemand, denn die Grenze ist ausgelöscht. Die Fahnen Adolf Hitlers wehen überall, und die österreichischen Alpen, deren Gipfel aus Nähe und Ferne grüßen, sind jetzt und auf immer Deutschlands Berge geworden!

Weiter, immer weiter geht die Fahrt. Rund um ein Barockkirchlein stehen einige Häuser. Die Straße ist schwarz von Menschen: Leonding,* die Stätte, wo auf dem schlichten Friedhof die Eltern des Führers ruhen. In Linz drängt sich aus den Menschenmassen ein altes Mutterl an den Zug.

Ob das bloß Urlauber wären oder gar schon die Legion, will sie wissen. Wenn's nämlich die Legion wäre, da hätt' der Peperl leicht drin sein können. Das Gselchte und der Hauspeck stünden schon auf dem Tisch bereit . . .

Endlose verstaubte Kolonnen der motorisierten Wehrmacht wälzen sich auf den Landstraßen ostwärts. Flugzeuge donnern am lachenden Himmel dahin, stürmisch begrüßt vom ganzen Volk. Immer wieder kann man sie vom Zug aus sehen und ihnen zuminken — und singen — und rufen.

Herrlich ist diese Heimfahrt durch den Nibelungengau, dessen uralte Kulturstätten aus dem Schlummer von Jahrhunderten plötzlich zu neuem Leben erwachen.

Birchhild ist, als hätte sie all das noch nie gesehen, als wäre ihr die Heimat erst heute geschenkt.

Wien steht bereits in fieberhafter Erwartung des Führers, als der Zug in die Halle des Westbahnhofes einfährt. Auf dem Bahnsteig warten unzählige Menschen mit Fähnchen und Blumen; mitten unter ihnen Birchhilds Eltern, der Major in „Räuberzivil“ mit der GG.-Armbinde, und Peter in seiner noch etwas unvollständigen Jungvolk-uniform.

„Vater! Mutter! Peter! Daß ihr alle da seid!“ jubelt Birchhild und staunt dann ihren Bruder an, der ihr einen großen Veilchenstrauß mit feuchtschimmernden Augen unter die Nase hält in seiner Jungenunbeholfenheit und Riesenfreude: „Und so groß ist der Peter geworden!“

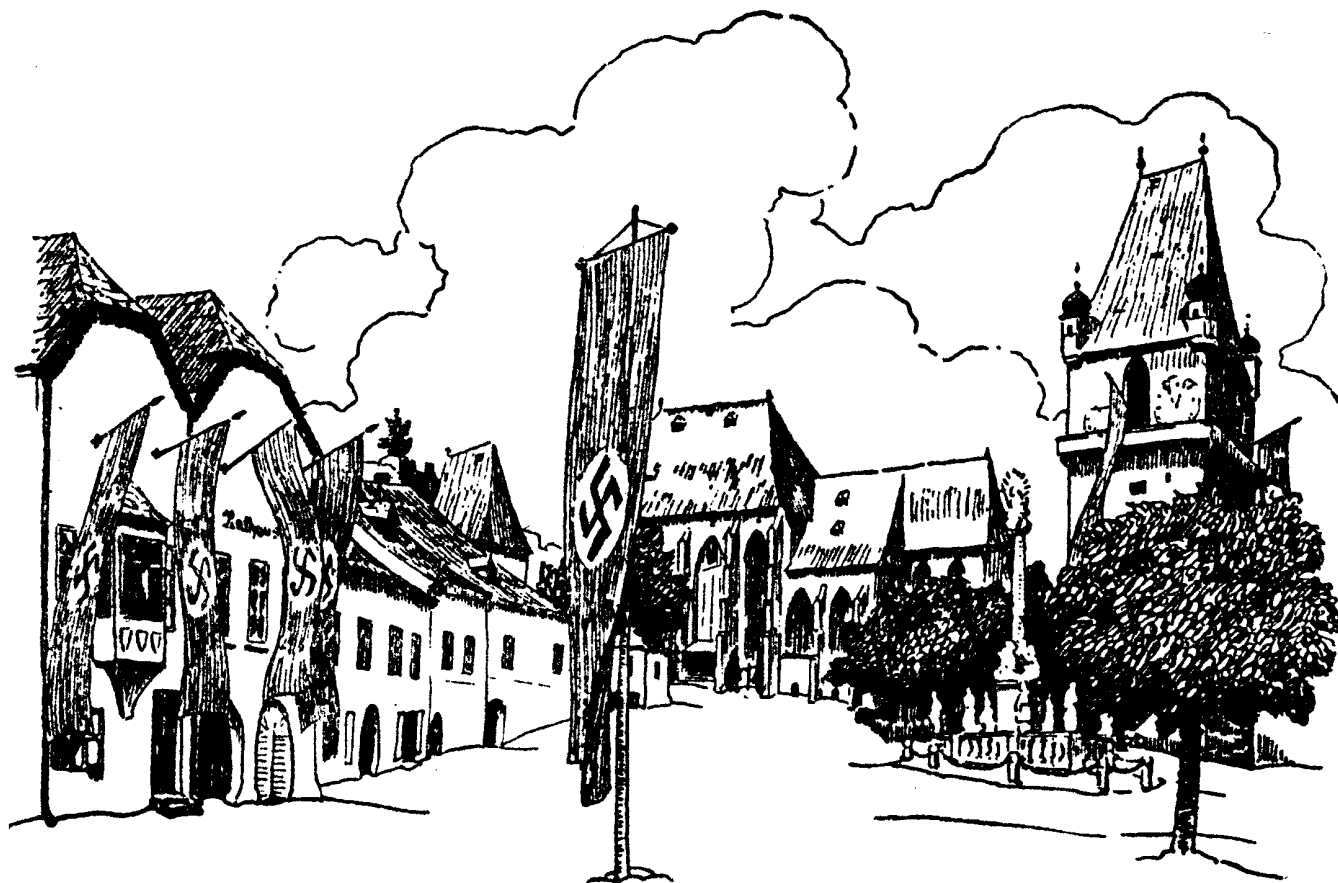
Birchhild nimmt lachend den Strauß und denkt: Für den Führer, dem ich nun doch zuvorgekommen bin!

Staunend läßt sie sich hinausführen, um mit schaufrohen Augen das Bild der festlich geschmückten Straßen zu bewundern.

„Daß wir hier viele Nazi sind, Peter, das habe ich ja gewußt, aber daß es so viele sind . . . so viele . . .“

„Und daß du gerade zum Führerempfang zurechtkommst, Birke . . . Schau, wir sind mit dem GG.-Wagen da, dir zu Ehren . . . Wohin wir fahren? In die Linzer Straße hinaus. Dort wird der Wirbel nicht so groß sein.“

Der GG.-Mann, natürlich auch in Räuberzivil — die Uniformen für GG. und GL. sollen erst in einigen Tagen mit Flugzeug nach Wien kommen —, der GG.-Mann, der den Wagen lenkt, kommt Birchhild sehr bekannt vor. Sie



schaut ihn sich genauer an, denkt: So ein Lachen, das hat doch nur . . . , und ruft:

„Mein Gott, der Haidvogel-Toni, der mir damals die verbotenen Zeitungen am Schultor zugesteckt hat! Ja, Toni, wie geht's denn immer?“

„O danke! Drei Tage nie geschlafen, sonst geht's uns jetzt gut!“ erwidert er lachend, während er vorsichtig durch das Wagengedrange am Schloß Schönbrunn vorbei, wo die ersten zarten Forsythiasträucher blühen, nach der Linzer Straße fährt. Festlich flattert der schwarze Wimpel mit den weißen Siegrunen. Ein Spruchband „Und wir haben doch gesiegt!“ überspannt die Straße.

„Sagt mir nur“, staunt Birkhild, „wo haben denn die Leute über Nacht so rasch alle die Fahnen hergezaubert?“

Birkhilds Mutter lächelt: „Viele hielten sie schon seit langem daheim versteckt; andere haben das Kreuzenkreuz schnell herausgetrennt und durch ein Hakenkreuz ersetzt.“

Und sonst haben unsere Frauen die letzten Nächte durchgenäht. Geschlafen haben wir alle zusammen in den letzten Tagen kaum zwei Stunden. Viele Kilometer Fahnentuch sind in atemloser Eile verarbeitet worden!"

„O weh, Mutti, schau, dort oben auf dem Balkon! Die lassen gar das Hafenkreuz nach der verkehrten Seite rollen!"

Der Haidvogel-Toni läßt den Wagen in einer kleinen Seitengasse parken und stellt sich mit den Pächnerleuten in der Linger Straße auf, die breite Sicht frei läßt, gerade in die Sonne hinein. Dort aus dem Westen wird der Führer kommen.

Ein Frühlingshimmel von überirdischer Reinheit spannt sich über die wartende Stadt. Heilige Freude strahlt aus den Gesichtern der Menschen, die durch die Straßen dem Führer entgegenströmen oder andächtig am Wege stehen, ihn zu empfangen.

Wenn ich ein kleines Mädchel wäre, sinnt Birkhild, den Weidenstrauß in ihrer Hand, dann würde der Führer sich zu mir niederbücken, um mir die Blumen abzunehmen . . .

Sie steht ganz vorne zwischen dem Vater und einem gutmütig aussehenden dicken Wachmann und späht scharf ins Licht.

Auf einmal geht ein Rauschen durch die Mauer der Menschen, Siegheilrufe schwellen an. Umflossen von der gleißenden Märzsonne, wie aus Marmor geschnitten, nähert sich die Gestalt des Führers, der mit erhobener Hand und tieferstem Gesicht im langsam fahrenden offenen Wagen steht, um alle, alle zu grüßen.

In dem Augenblick, da Birkhild mit den Tausenden und aber Tausenden die Hand hoch in die Luft wirft, fühlt sie, wie ihr Leben einmündet als winziger Quell in den gewaltigen Strom deutscher Volkheit.



Wohl neigt sich die Gestalt des Führers ihren Blumen nicht entgegen, doch einen Augenblick lang sind die dunkelblauen Augensterne klar auf sie gerichtet, als der Heilruf laut und hell aus ihrem jungen Munde bricht.

Lange ist der Führer schon vorbei, aber die Menschen in den Straßen jubeln noch immer. Jetzt jubeln sie dem Wagen mit der G.G.-Flagge zu und werden nicht müde, zu winken.

In Mauer läßt der Major halten.

„Wir gehen als Abschluß dieses Tages zum Grabe Franz Holzwebers“, sagt er.

Dort auf dem stimmungsvollen alten Friedhof, umspielt von der letzten Abendsonne, am selben Platz, auf dem Birkhild an jenem trüben Novembermorgen der Verbotszeit verhaftet worden war, legt sie ihren Strauß frischer Märzveilchen nieder.

Nun ist das Grab nicht mehr durch Namenlosigkeit gekennzeichnet, die Ehrenwache steht davor, und auf dem schlichten Birkenkreuz ist geschrieben: Franz Holzweber.

Es geht dem Abend zu, als der Wagen aus der großen Stadt in die schmalen Gassen des alten Wienerwaldstädtchens einfährt, das Birkhild nun drei Jahre nicht gesehen hat. Unter einer Last von Fahnen und Girlanden neigen sich die Giebel zueinander. In allen Fenstern steht das Bild des Führers zwischen Vasen voller Himmelschlüssel und Narzissen. Noch inniger als in der Stadt wirkt sich der Festschmuck an den niedrigen Häuserzeilen der alttümlichen Gassen und Winkel aus.

„Das ist der schönste Tag meines Lebens“, sagt Birkhild, als sie durch das breitgewölbte Tor den mit Glieder-

bäumen bepflanzten Altwienerhof des Hauses betritt, wo sie ihre Kindheit und Mädchenjahre verlebt hat.

Mit langen Säßen stürmt sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

Ihre Bücher, ihre Spiele, alles liegt auf dem gewohnten Platz. Auf dem Tisch steht ein neues Bild des Führers zwischen dem Silberleuchter und einem Strauß frischer Frühlingsmargeriten. Durch das offene Fenster schaut die Birke herein. Ihr Gezweig, zartbelaubt und licht, mit schwankenden gelben Käßchen behangen, neigt sich Birkenbild entgegen zu Gruß und Willkomm, die ganz still steht, ihre Augen langsam hingleiten läßt über Garten, Weiher und Wald und leise vor sich hinsagt:

„Heimat — Deutschland — unser Führer . . .“